n 8. 33

he University of Chicago
Libraries

Crescat Scientia Vita Excolatur

Lincke

Hayn 3. 33

The University of Chicago
Libraries

Crescat Scientia Vita Excolatur

Digitized by Google

Lincke

Paulinens Reiſe
nach Deutſchland,
oder:
Verbrechen und Liebe.

Eine
romanhafte Geſchichte
von
Ewald Blumenfeld.

Erſter Theil.

Braunſchweig, 1826.
bei G. C. E. Meyer.

Digitized by Google

PT 1105
.L565
no. 371
v. 1
c. 1
Lincke

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Heims Library

„Erzähle doch, mein Kind,“ ſagte der Doctor Belcour zu Montpellier, in deſſen Hauſe ich durch einen Empfehlungsbrief eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, zu ſeiner liebenswürdigen Ehehälfte, die, mit einem ſchwarzlockigen Knaben auf dem Schooße, mir eben Chocolade einſchenkte. „Erzähle doch,“ ſagte er noch einmal, als ſie lächelnd ihm mit einem Kopfſchütteln antwortete: „Herr Blumenfeld iſt einmal unſer Hausfreund, und kennt Dich hinlänglich, um den in Deiner Lebensgeſchichte etwa vorkommenden kleinen Schatten nicht zu ſtrenge zu richten.“

„Eben des Schattens wegen,“ verſetzte das liebliche Weibchen, „thue ich am beſten, wenn ich ſchweige. Unſer Freund reiſet zu ſeinem Vergnügen, und ſolche Reiſende pflegen Reiſebeſchreibungen herauszugeben; darin wird denn Alles, was ſie unterwegs in den Familien hör=

ten, mit abgedruckt, und dem lieben Publikum zum Verkauf angeboten um die ſchweren Koſten einigermaßen wieder herauszubringen. — Nein, Männchen, ich danke ſchön!"

Lächelnd hörte ich dieſe lange, aber wohlgegründete, Rede der holden Frau an, um darauf Punkt vor Punkt antworten zu können; allein der Eheherr ließ mich nicht zum Worte kommen.

„Welche unnütze Beſorgniſſe!" fiel er ein. „Wenn Herr Blumenfeld wirklich ein Buch von ſeiner Reiſe drucken läßt, möcht' er es ſchwerlich der Mühe werth halten, Deine Geſchichte hineinzuverweben. Und wenn er es thäte, ſo würde er ohne Zweifel ſo artig ſein, unſere wahren Namen ſo wenig, wie die der übrigen, darin zu nennen."

„Ganz gewiß nicht, meine Beſte," ſagt' ich; „nein, für ſo ſchwatzhaft dürfen Sie mich nicht halten. Daß ich aber ſo neugierig, oder vielmehr ſo wißbegierig bin, Sie um die Mittheilung Ihrer Geſchichte zu bitten, daran ſind Sie ja ſelbſt ſchuld."

„Ich? wie ſo, mein lieber Herr Blumenfeld? — Nehmen Sie mir's nicht übel; aber das begreife ich nicht.“

Dabei ſah ſie mit einem ſo ſchalkhaften Lächeln mich an, daß mein Herz ordentlich in eine zitternde Bewegung gerieth. Ich verwies das leichtfertige Ding aber ſogleich wieder zur Ruhe und erwiederte: „Warum ſprechen Sie ein ſo reines Deutſch? warum reden Sie von deutſchen Grafen und Gräfinnen und den hochſeligen Prinzen de Ligue in Wien, als ob alle dieſe Menſchen Ihr täglicher Umgang geweſen wären? Läugnen Sie nicht; dahinter ſteckt mehr.“

Das ſchöne Roth ihrer Wangen ſtieg ſchnell bis unter die Augen. „Wollte Gott,“ lispelte ſie, und verſteckte das Geſicht hinter dem krausköpfigen Bübchen, „wollte Gott, ich hätte nie etwas mit ſolchen Herrn zu thun gehabt, und ſpräche nichts als meine Mutterſprache.“

„Dann wäreſt Du nicht mein Weibchen, und ich nicht Dein Männchen,“ erwiederte der

Doctor in einem ſo reinen Deutſch, daß ich mich in dem Augenblicke nach Braunſchweig oder Hannover verſetzt glaubte.

Das aber machte mich noch viel neugieriger. Ich bat wiederholt um Mittheilung ihrer Geſchichte. Sie blickte ihren Mann bedeutungsvoll an, legte dann den Knaben in ſein Bettchen, ging hinaus, und kehrte bald mit einem Pappkäſtchen von höchſt ſauberm Äußern zurück.

„Herr Blumenfeld," ſagte ſie, „Sie mögen erfahren, was Sie wünſchen zu wiſſen; vielleicht iſt es ſogar gut, wenn Sie meine Geſchichte zur Warnung für Andere drucken laſſen; auch zur Unterhaltung wird ſie dienen, denn ſie ſieht einem Roman ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. — Aber ſie ſelbſt erzählen! — Nein, das erlaubt mein Gefühl nicht. Die erſte Hälfte wenigſtens müſſen Sie leſen."

Ich ſah ſie mit großen Augen an.

„Ja, ja, leſen," fuhr ſie fort. „Sehen Sie hier ein Päckchen Briefe, nach der Zeitfolge geordnet, in welchen ſie zur Hälfte enthalten

iſt. Meine Schweſter und ich waren nämlich gewohnt, von jedem Briefe eine Reinſchrift zu nehmen. Die übrigen von einer fremden Hand ſind mir von einem Manne mitgetheilt worden, den Sie im Laufe der Geſchichte errathen mögen. Haben Sie dann durch dieſes Päckchen ſich hindurchgeleſen, ſo wird mein Männchen ſich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen den zweiten Theil der Geſchichte zu erzählen, wie er ihn von mir gehört hat, denn in der Mitte derſelben geht's mit den Briefen zu Ende."

„Sieh doch, die Liſtige," verſetzte der Doctor, „den erſten Theil gibt ſie in Briefen und den zweiten in meiner Erzählung. Nun, es mag gelten; vorausgeſetzt, daß Du gegenwärtig biſt, und die Lücke, die ich laſſe, ausfüllſt."

Jetzt nahm ich ſchnell dem lieben, hocherröthenden Weibchen das Maroquinkäſtchen ſammt deſſen Inhalte aus der Hand, und erſtaunte nicht wenig, als ich auf meinem Zimmer die Lectüre begann, über die darin enthaltene Geſchichte.

Daß ich eine Abſchrift davon fertigte, und nachher auch die von dem Doctor erzählte Fortſetzung nach meiner Art zu Papiere brachte, verſteht ſich von ſelbſt.

Aber nun wird auch die Vorausſetzung des jungen Weibchens wahr; ich kann dieſe höchſt merkwürdigen Actenſtücke nicht für mich behalten, ob ich ſie gleich in meine Reiſebeſchreibung nicht verweben mag, ſondern wünſche, daß meine ſchönen Leſerinnen und reſpectiven Leſer davon profitiren mögen. Daher gebe ich Alles, wie ich es empfangen habe. Erſt ein Bändchen von Paulinens Reiſe nach Deutſchland in Briefen, dann ein anderes in einer fortlaufenden Erzählung, unter der Bedingung, daß Niemand die wahren Namen der Perſonen, die ich nach Gutdünken nenne, von mir zu wiſſen verlangt.

Der Verfaſſer.

Marie Stephanie S.. an ihren Bruder Charlot bei der Armee.

Paris, den 23. Sept. 1808.

Mein theurer Bruder!

Dein lieber Brief, der uns von Deinem Wohlbefinden Nachricht gibt, liegt noch unbeantwortet vor mir. Guter Charlot, Du klagſt über die Beſchwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Standes, zu welchem Dich, gegen Deinen und unſern Willen, ein böſes Geſchick, oder, wie Du Dich lieber ausdrückſt, der eiſerne Wille eines Einzigen gezwungen hat. Ach, Dir folgt gewiß Deiner Schweſtern innige Theilnahme und ihre herzlichſten Wünſche für Dein Wohl, für Deine Geſundheit und — möchte Gott ſie erhören! — für Dein Leben. Wir ſind ja überzeugt, daß auch Deine Gedanken über weite Räume zu uns hinüberfliegen, und

ſich liebevoll und theilnehmend mit Mutter und Schweſtern beſchäftigen!

Ja, Du haſt Recht, es iſt ein herbes Geſchick, ſich getrennt wiſſen von den Gegenſtänden, die die Natur ſelbſt mit allen Banden des Bluts und der Liebe an uns gekettet hat. Wer möchte dies ſchmerzlicher fühlen, als wir Schweſtern, die, ohne Beſchützer, ſich mitten in dieſer großen volkreichen Stadt, wie verlaſſen von aller Welt, befinden. Sind wir doch jetzt ſo ganz allein, daß wir in unſerm fünften Stockwerk auch keinen Menſchen ſehen, als den Waſſerträger, der uns täglich einmal dies nothwendige Lebensbedürfniß bringt, und eine alte Magd, unſere einzige Bedienung. Leider iſt unſere gute Mutter noch immer in Amiens, und wer weiß, wie lange ſie noch dort ſein muß! Ach, durch den Tod des Vaters werden wir auch dort große Verluſte leiden, und wenn endlich die arme geängſtete Frau in ihrem Alter durch beſchwerliche Reiſen und ungewohnte Geſchäfte alles in Ordnung gebracht hat, ſo dürfte nur

ein höchſt unbedeutender Reſt des einſt anſehnlichen Vermögens übrig bleiben, und alſo eine traurige Zukunft unſerer warten. Wenn Du dann einſt als Obriſt, als General, als Marſchall von Frankreich Deine alte Mutter mit ihren Töchtern, Deinen Schweſtern, wirſt unterſtützen können! O Charlot, dann wollen wir den Tag ſegnen, der Dich der Conſcription unterwarf!

Unſere liebe Pauline iſt ſeit einiger Zeit recht groß und hübſch geworden, gewiß würde ſie, käme ſie nur unter Menſchen, ihr Glück bei den Männern machen! Aber Gott ſei Dank, daß wir dieſe in unſerer Schutzloſigkeit vermeiden können! Mit vierzehn Jahren iſt ſie wahrlich ſchon ſehr bemerkbar, gut gewachſen und von einem höchſt einnehmenden Äußeren. Die regelmäßig ſchönen Geſichtszüge, die ſchwarzen brennenden Augen mit den langen ſeidenen Wimpern erinnern an ihre griechiſche Abkunft, obſchon wir alle erſt auf franzöſiſchem Boden geboren wurden. Ich vergleiche ſie zuweilen ver-

ſtohlen mit dem Miniaturbilde, das ich in meinem ſiebenzehnten Jahre für meinen ſeligen Mann malen ließ, und ärgere mich, daß ich nicht ſo ſchön war. Jetzt in meinem achtund= zwanzigſten Jahre und Wittwe — großer Gott! welch ein Abſtich zwiſchen mir und ihr. Du lachſt, Charlot, aber lache nur, ein Weib bleibt immer ein Weib.

Du fragſt, womit wir uns in unſerer Zu= rückgezogenheit beſchäftigen; Du meinſt, es ſei unmöglich, ganz ohne Umgang mit Menſchen, ganz ohne Genuß irgend eines Vergnügens zu ſein. An Beſchäftigung kann es uns Weibern niemals fehlen, wenn wir Luſt haben, unſere Zeit anzuwenden; des Umgangs mit Menſchen bedürfen wir nicht, und Vergnügen gewähren uns öftere Spatziergänge Arm in Arm, bald in den Tuilerien, bald auf den Boulewards, wo wir der friſchen Luft genießen, um uns geſund und ſtark zu erhalten. Leider aber dürfen wir uns dieſe Bewegung nicht lange machen, weil

wir, trotz unſerer Schleier, von neugierigen Spatziergängern häufig begafft und verfolgt werden, die vermuthlich, da wir immer ohne männlichen Schutz erſcheinen, uns für Mädchen leichter Gattung halten mögen; doch mein Ernſt und Paulinens große Jugend läßt uns als Mutter und Tochter erſcheinen, und bewahrt uns vor gar zu großer Zudringlichkeit während der kurzen Zeit unſers Spatzierengehens.

Nur geſtern folgte uns ein junger Mann auf jedem Tritte; er näherte ſich mir ſogar, mit einer Art von Ehrerbietung uns ſeine Begleitung anbietend, die wir natürlich verbaten, und ging uns endlich in geringer Entfernung bis in die Nähe unſerer Wohnung nach, ohne uns jedoch weiter beſchwerlich zu fallen.

Nun, die Zurückkunft unſerer guten Mutter wird alles ändern, und uns hoffentlich noch vor dem Winter wieder nach Montpellier zurückführen, wo wir die glücklichen Jahre unſerer Jugend und Kindheit verlebten.

Ich grüße Dich recht von Herzen. Pauline umarmt ihren Bruder, ſo wie ich

Deine

Dich ſchweſterlich liebende Stephanie.

Dieſelbe an Denſelben.

Paris, den 10. Oct. 1808.

Freue Dich mit mir, mein Bruder; unſer Zuſtand, den Du in Deinem lieben Briefe beklagenswerth nennſt, hat ſich auf einmal wunderbar geändert. Wir leben nicht mehr unter ſo herben Einſchränkungen, nicht mehr in ſo tiefer Einſamkeit, nicht mehr ſo verlaſſen von aller Welt; kurz, wir ſind glücklich, und vorzüglich, denke Dir, unſere kleine Schweſter Pauline.

Doch laß Dir erzählen.

Ich bekam einen Brief von Mutter aus Amiens, der zum erſtenmale einen freudigern

Ton, als gewöhnlich, anſtimmte. Von einer verloren gegebenen Summe war ein Anſehnliches gerettet, die verdrießlichen Geſchäfte faſt geendiget, und wir ſollten die gute Mutter binnen anderthalb Monaten beſtimmt zurück erwarten. Zwar dürfte das Capital, von welchem wir künftig unſern Lebensunterhalt ziehen ſollen, immer nur gering bleiben; aber haben wir nicht uns einſchränken gelernt? und iſt nicht der Unterſchied zwiſchen banger Sorge für die Zukunft und freudiger Erwartung einer glücklichen Veränderung, die in unſerm Leben eintreten ſoll, und zum Theil ſchon eingetreten iſt, ſo groß, daß man gern ſein ganzes Herz der Freude öffnet?

Guter Charlot, ich ſehe, wie Du die Unannehmlichkeiten des Dir verhaßten Soldatenſtandes einen Augenblick vergiſſeſt, wie die verdrießlichen Züge Deines Geſichts, gleich Wolken vor den Strahlen der durchdringenden Sonne, verſchwinden, und einem recht heitern Lächeln Platz machen. Aber höre nur weiter.

Mutter hatte ihrem angenehmen Briefe ein Wechſelchen von 400 Fr. zur Deckung unſrer erſten und nöthigſten Bedürfniſſe beigefügt. Es lautete auf den Banquier R** & C. hieſelbſt. Ich ſtand keinen Augenblick an, in Paulinens Begleitung zu dieſen Herren zu gehen, um das Papierlein zu Gelde zu machen. Herr R. ſelbſt nannte ſich einen alten Freund unſers Vaters, erkundigte ſich theilnehmend nach unſerer Lage, mit der ich ihn offen bekannt machte, und bedauerte endlich, nicht früher Kenntniß davon gehabt zu haben. Er bot uns bei eintretenden Verlegenheiten ſeine Dienſte an, und entließ uns unter den wärmſten Verſicherungen von Achtung und Freundſchaft.

Am folgenden Morgen erhielten wir ein Einladungsbillet zum Balle von ihm. So ſehr ich mich durch die Aufmerkſamkeit des Mannes geehrt fühlte, ſo würde ich doch, da wir ohne männliche Begleitung fahren mußten, keinen Gebrauch davon gemacht haben, hätte nicht die kleine kindiſche Pauline mich ſo dringend gebe-

ten, ihr dies, ſeit zwei Jahren entbehrte, Vergnügen zu gönnen, daß ich ihren Bitten nicht widerſtehen konnte. Wir fuhren hin.

Ich tanzte wenig; Pauline deſto mehr. Ihr freier, ungezwungener Anſtand, ihre große Jugend, ihre Lebhaftigkeit, ihre blühende Geſichtsfarbe gefielen. Sie erregte Aufmerkſamkeit. Die Huldigungen mehrerer Herren wurden ihr zu Theil, und die Damen verfolgten die kleine Unbekannte mit eiferſüchtigen Blicken. Ich kam mir vor, wie ihre Mutter und freute mich über die Unſchuld und Unwiſſenheit, mit der das Kind der Natur ſich der Freude, ohne auf die Schmeicheleien der Männer zu achten, überließ.

Ein großer junger Mann, mit etwas vorgebogenem Kopfe, den ein ſchönes ſchwarzes, in natürliche Locken gekräuseltes, Haar bedeckte, zeichnete ſie beſonders aus, und unterhielt ſich faſt ausſchließlich nur mit ihr.

Sein Gang war edel, ſein Wuchs unübertrefflich, und der Blick ſeiner ſchwarzen brennen-

den Augen mußte ihm die Herzen der Frauen erobern. Seine etwas gezwungene Sprache verrieth den Fremden, aber ihr angenehmer Klang ließ die kleinen Fehler der Ausrede vergeſſen, und es ſchien ihn zu ergötzen, wenn Pauline, mit der er bald bekannt wurde, darüber lächelte. Ihre Eitelkeit mochte auch bald bemerken, daß er ſie auszeichnete, denn ihre anfängliche Schüchternheit verlor ſich, der Ton ihrer Antworten wurde immer zuverſichtlicher, und zuletzt konnte ſie mit aller Ausgelaſſenheit des kindiſchen Alters mit ihm ſcherzen.

Ich fand endlich für gut, ihr einige Winke zu geben, die er bemerkte, und, wahrſcheinlich um mich ihm gewogener zu machen, damit erwiederte, daß er ſich zu mir wandte, mich ins Geſpräch zog, und eine Zeitlang faſt nur mit mir ſich unterhielt. Ich tanzte mit ihm. Welche Leichtigkeit, welche Gewandheit, welcher Anſtand in allen ſeinen Bewegungen! — Man macht den Deutſchen den Vorwurf der Plumpheit; gütiger Gott, wie unrecht! Die

jeßigen Deutſchen ſind die alten nicht mehr, ſie ſind durch die Franzoſen gebildet *).

Er erkundigte ſich nach unſerm Namen, nach unſerer Wohnung. Pauline war unbeſonnen genug, ihm beides zu ſagen. Er verließ uns nicht mehr, bis wir am Morgen nach Hauſe fuhren.

Zwei Tage darauf machte er uns ſeinen Beſuch. Wir erſchracken; unſere Wohnung trug ja gar zu ſehr das Gepräge der Ärmlichkeit, und unſer einfacher häuslicher Anzug ſtach gewaltig ab gegen das Ballkleid, das uns an jenem Abend ſchmückte. Und er, ein junger, wahrſcheinlich ſehr reicher und angeſehener Mann, was konnte er bei uns ſuchen?

Er trat mit jenem äußern Anſtande ein, den allein das Gefühl der Überlegenheit des Geiſtes, oder des Reichthums, oder der Macht geben kann. Es war eine Art von würdevollem Stolze und doch eine ſo zutrauliche Herab-

*) Man vergeſſe nicht, daß eine Franzöſinn ſchreibt.

laſſung, daß der Unwille, den ich über den unerwarteten Beſuch anfänglich empfand, ſich ſchnell verlor, und daß Pauline bald wieder den freien Ton anſtimmte, in welchen die jugendliche Unerfahrenheit und Lebhaftigkeit ſo leicht verfällt.

„Verzeihen Sie mir die Zudringlichkeit, meine Damen,“ ſagte er, „mit der ich mir die Freiheit nehme, unſere vorgeſtern angeknüpfte Bekanntſchaft fortzuſetzen; ihre angenehme geiſtvolle Unterhaltung, Madam, und die unbeſchreiblich reizende natürliche Lebhaftigkeit ihrer lieblichen Schweſter hat mich ſo gefeſſelt, daß ich Sie Beide bitten mußte, mir dann und wann einen Beſuch zu erlauben.“

Er ſah ſich im Zimmer um, erkundigte ſich ſehr angelegentlich nach unſerer Lage, und ſchien innigen Antheil an den Leiden zu nehmen, die uns getroffen haben. Sein Beſuch währte nicht lange; aber er hat ihn ſeitdem einigemale wiederholt. Mag es ſein, daß er ſich hauptſächlich mit Paulinen beſchäftiget,

die er ſeine liebe Kleine nennt, ſie küßt, und auf ſeine Kniee niederzieht, ich bin ihm doch von Herzen gut. Mit der größten Feinheit hat er ſich in unſere häuslichen Angelegenheiten gemiſcht, hat uns andere und viel ſchönere Meubles geſchickt; kurz er iſt unſer Freund, unſer Schutzengel geworden.

Möchte nur Mutter bald wieder kommen! Noch habe ich ihr nichts von alle dem geſchrieben, um ſie deſto mehr zu überraſchen. Pauline wird nicht verfehlen, Dir nächſtens einige Zeilen zu ſchreiben. Sie iſt jetzt ganz Leben und Fröhlichkeit.

Mit Sehnſucht ſehe ich Deinen Briefen entgegen, und bin

Deine

immer zärtliche Schweſter Stephanie.

Graf Ernſt v. K. an den Baron v. L. zu A**.

Paris, den 15. Oct. 1808.

Mein letzter Brief, liebſter Baron, drohete Dir einen baldigen Beſuch auf meiner Rückreiſe ins deutſche Vaterland. Es iſt wahr, ich fing an, mich zu langweilen in dieſem ungeheuern Steinklumpen, in welchem die Menſchen, wie die Ameiſen in ihrem Bau, dicht auf und neben einander leben, ſich auf den Gaſſen umrennen und umfahren, und dem dummen Deutſchen, wie ſie uns gern nennen, für ſein ſchweres Geld, ſchöne Worte und leichte Waare verkaufen.

Die Freuden und Zerſtreuungen, die Paris darbietet, waren gekoſtet, ſeine Merkwürdigkeiten, ſeine Trophäen, ſeine geraubten Schätze beſehen, mein Geldbeutel laborirte heftig an der Schwindſucht, und ich ſehnte mich nach meinen lieben Freunden und Freundinnen in K. Der Tag meiner Abreiſe war nicht fern mehr, und ich hoffte, Dich, mein Freund, bald

zu umarmen; aber ſiehe, lieber Baron, daraus wird nun für's erſte nichts! Anſtatt meine Mutter um einen Wechſel zur Rückreiſe zu bitten, ſchreibe ich heute um 200 Louisd'or zur Verlängerung meines Aufenthalts hieſelbſt.

Was ſie auch dazu ſagen mag, ich kann nicht anders. Demantene Ketten feſſeln mich an die Hauptſtadt von Frankreich. Du lachſt; ich ſehe das ſardoniſche Lächeln und den malitiöſen Zug um die Naſe, mit welchem Du unſern Freunden dieſen Brief vorlieſeſt, und ſiehe, Brüderchen, ich erlaube Dir Alles, ich erlaube Dir ſogar, die Vorleſung mit Deinen Anmerkungen zu begleiten; aber vergönne mir nur jetzt, ein Viertelſtündchen mit Dir zu plaudern. Du weißt, es war mir immer Bedürfniß, Dich von meinen Freuden und Leiden im Punkte der Liebe zu unterhalten.

Noch in den letzten Tagen des Septembers machte ich mir den Spaß, ganz allein auf den Boulevards zu luſtwandeln, um die dort ſich häufig einfindenden Schönen beſſer betrachten

zu können. Da ſpatzierten zwei Graziengeſtalten, in blaue Levantine gekleidet, Arm in Arm auf und ab. Ich ſuchte ihnen entgegenzukommen, und, o Himmel, was ſah ich! Zwei Mädchen, deren Geſicht ein Schleier nicht genug verbarg, um mein ſcharfes Auge zu hindern, an der kleinern und jüngern Reize zu entdecken, wie ich, ſie noch nie geſehen zu haben, mich erinnere. Mit möglicher Feinheit und Vorſicht machte ich den Verſuch, ihnen Rede abzugewinnen. Ich bot ihnen, weil ſie allein wären, meine Begleitung an; ich ſuchte irgend ein gleichgültiges Geſpräch anzuknüpfen; vergebens. Man dankte, man antwortete mit Ja oder Nein, und die kleine Wunderliebliche wandte gar ihr Geſichtchen von mir ab. Bald entzogen ſie mir ihren Anblick ganz; ſie gingen nach der Stadt zurück. Daß ich ihnen von weitem folgte, kannſt Du denken. Ich bemerkte mir das Haus, in welches ſie ſchlüpften, ich erkundigte mich nach ihren Namen. Kein Menſch konnte mir Auskunft geben. Ich ging

mit dem Vorſatze, ſie wieder zu ſehen, es koſte, was es wolle.

Der Zufall war mir günſtig. Beim Banquier R. war Souper und Ball. Ich traf ſie dort, wieder im einfachſten Anzuge und eben deswegen deſto reizender. Die Ältere, von mittelmäßiger Schönheit, iſt Wittwe, die Jüngere, ein Mädchen von noch nicht vierzehn Jähren, aber faſt vollkommen ausgewachſen — das Ideal einer griechiſchen Schönheit. Gott! welche Reize bei ſo viel Anſpruchloſigkeit, ſo viel Natürlichkeit, Ungezwungenheit und Unſchuld. Ja, auf dieſe Lippen hat noch kein Mann einen Kuß gedrückt, dieſe Hebegeſtalt noch keines Mannes Arm umſchlungen! Soll ich ſie Dir ſchildern? Wo ſoll ich anfangen? wie ein ſchwaches Bild von dieſer jugendlichen Huldinn, dieſer, eben im Aufbrechen begriffenen, Roſenknospe entwerfen? Denke Dir das lieblichſte Oval des Geſichts, das reinſte Weiß mit dem ſchönſten Roſenroth vereint, ein Purpurmündchen, das, ſo oft es lächelt, eine Reihe

perlenartiger Zähne zeigt, die mit dem köſtlichſten Elfenbein wetteifern, eine Naſe, wie ſie bis jetzt nur Raphaels und Guido Reni's Meiſterwerke als Gebilde der Phantaſie darſtellten, dabei ſchwarze brennende Augen von eben ſolchen langen ſeidenen Wimpern beſchattet, einen Wuchs über allen Tadel erhaben, und — trotz ihrer Jugend, einen Buſen — Freund L••, erlaß mir die Beſchreibung! Bei dem allen ſieht man, daß ſie noch nicht iſt, was ſie werden muß; das Weiche in ihren Zügen, die Zartheit in den Formen, die hohe, ich möchte ſagen kindiſche, Unſchuld, die auf dem reizenden Geſichtchen ruht, zeigen das Kind, das früh anfängt, zur Jungfrau heranzuwachſen.

Beide Schweſtern kannten mich nicht wieder, und mir war das lieb. Ich tanzte mit Paulinen, ſo nannte ſie mir ihren Namen; welche Grazie, welche Leichtigkeit in allen Bewegungen, welch ein entzückend natürlicher Anſtand! Nur mit ihr konnt' ich mich unterhalten. Wir wurden bald Freunde; die himmli=

ſche Unſchuld kannte keine Blödigkeit, keine Zurückhaltung. Stephanie, die ältere Schweſter, warf ihr einen ſtrafenden Blick zu; ich ſuchte dieſe ſogleich zu gewinnen, indem ich ſie um einen Tanz bat, den ſie nicht abſchlug. Ich ſtrengte alle meine Kräfte an, ihr zu gefallen, um mich ihrer Gunſt zu verſichern; ſie war ja gleichſam Paulinens Aufſeherinn. Es iſt mir gelungen. Freund L., preiſe mich glücklich; Pauline hat mir Erlaubniß gegeben, ſie zu beſuchen, hat mir ihre Wohnung genau beſchrieben: ſie wohnt im fünften Stockwerk, Rue St. Honoré Nro.... Sobald es der Anſtand einigermaßen erlaubt, gehe ich zu ihr.

Du ſiehſt, lieber Baron, es iſt unmöglich, ganz unmöglich, die Rückreiſe anzutreten.

Wir ſehen uns dieſen Winter wahrſcheinlich nicht. Behalte mich lieb indeſſen. Von meinen fernern Erfolgen bald mehr. Ich bleibe

Dein

treuer Freund,

Ernſt, Graf v. K.

Nachſchrift.

Ich bin da geweſen; ich habe ſie geſehen, habe eine halbe Stunde lang mit ihr angenehm verplaudert. Stephanie ſchien über mein unerwartetes Eintreten erſchrocken, denn ſie wußte nicht, was ich mit Paulinen verabredet hatte. Aber Du kennſt ja meine Kunſt die Weiber zu behandeln; ſie war bald gewonnen, ſchien zufrieden mit meiner Unterhaltung, und erlaubte mir, unſere Bekanntſchaft fortzuſetzen. Noch kennen ſie meinen Rang nicht, ich heiße ſchlechtweg K. bei ihnen, ſo wie ich auf dem Balle des Banquiers R. mich ihnen nannte.

Baron, welch einem reichen Winter ſieht Dein Freund entgegen!

Derſelbe.

Derſelbe an Denſelben.

Paris, den ....

Du fragſt, wo das hinauswill? Du machſt mir Vorwürfe über die Huldigungen, die ich meiner reizenden kleinen Pauline darbringe, deren Herkunft, wie Du meinſt, ich nicht einmal weiß.

Ja, Du haſt Dich oft zum Sittenprediger bei meinen verliebten Abenteuern aufgeworfen, allein ich erinnere mich nicht, daß Deine frommen Ermahnungen jemals einigen Erfolg gehabt hätten, es müßte denn ſein, daß der Gegenſtand meiner Anbetung nicht mehr ſo glücklich geweſen wäre, mir zu gefallen; was aber mit meiner holden Pauline hoffentlich nie geſchehen wird.

Sie iſt übrigens die jüngſte Tochter eines im Jahre 1780 aus Reyrna geflüchteten Griechen, der ſich im ſüdlichen Frankreich niederließ, eine Fabrik anlegte, und dabei ſo lange mit den

Seinigen glücklich lebte, bis die Revolutions-männer ſeine Maſchienen zerſtörten, und ihn zum armen Manne machten. Der Gram darüber tödtete ihn bald, und ſeine Wittwe zog nun mit ihren Kindern nach Paris, um ſich dort bequemer ihrer Hände Arbeit nähren zu können. Jetzt befindet ſie ſich in Lyon, wo ſie ein kleines Capital der Familie zu erhalten ſucht.

Die Töchter ſind allein, und ich bin faſt alle Tage bei ihnen, bin ihr Freund, Bruder, Rathgeber, kurz alles, was Du willſt. Meine Unterhaltung iſt ernſthaft mit Stephanie, leicht und faſt kindiſch mit Paulinen, die ich auf meinen Knieen halte, und, wie es mir einfällt, küſſe, an mein Herz drücke, wie ein Verwandter oder Bruder, der mit ſeiner geliebten Schweſter keine Umſtände macht. Zu jeder Stunde des Tages gehe ich zu ihr, eſſe mit den Schweſtern zu Mittage oder zu Abend, unterrichte die liebe Kleine in der Geographie von Deutſchland, erzähle ihr von unſern Sitten und Gebräuchen, führe ſie, wenn das Wetter es er-

laubt, in den Tuilerien ſpatzieren, kurz, meine Zeit gehört ganz dem liebenswürdigen Schweſterpaare.

Ich habe ſie mit meinem wahren Namen und Range bekannt gemacht, um weniger ihrem Zartgefühle wehe zu thun, wenn ich mir angelegen ſein laſſe, ihre häuslichen Umſtände zu verbeſſern, und ihre Garderobe in einen angemeſſenern Stand zu ſetzen. Ein Graf hat immer eher ein Recht, einem Frauenzimmer, deſſen Lage nicht die glänzendſte iſt, Unterſtützung anzubieten, als ein gewöhnlicher Bürger. Jene Entdeckung hat unſre Umgangsweiſe nicht verändert. Pauline wurde nicht furchtſamer, nicht zurückhaltender, ſie hing in meinen Armen, und erwiederte meine Küſſe, wie vorher.

Wahrlich, ſie liebt mich aufrichtig, ſie iſt mit unendlicher Innigkeit mir zugethan. Aber ihre Liebe iſt reiner als Leidenſchaft, lebhafter als Freundſchaft, und zärtlicher als Dankbarkeit. Es iſt die Liebe einer ſchuldloſen Seele, die in den Umarmungen eines Mannes nichts Arges findet.

Sie weint in meinen Armen, wenn ich von Abreiſe ſpreche, ſie nennt mich den Engel, den Wohlthäter ihrer Familie, mit einem Worte, ſie iſt ganz mein!

Urtheile ſelbſt, mein L., kann ich, darf ich ſie verlaſſen? Soll ich vor dieſem Himmel weggehen, deſſen Thür mir geöffnet wird? — Soll ich, wie Tantalus, den Apfel über mir hängen ſehen, ohne ihn zu pflücken?

„Pauline, ich kann nicht ewig in Paris bleiben; aber ich kann Dich auch nicht laſſen," ſagte ich geſtern zu ihr, und ſie begriff mich nicht; ſie glaubte, es würde mir ein Leichtes ſein, in Paris meine Wohnung für immer zu nehmen.

Theurer L., mein Herz iſt im wildeſten Aufruhr; ſo hat mich noch keine gefeſſelt, ſo dicht ſich noch keine an mein Herz gelegt. Ach, wer Deine Ruhe, Deine Gleichgültigkeit, Deine Gefühlloſigkeit gegen dies gefährliche Geſchlecht hätte!

Ich bin ꝛc. ꝛc.

Stephanie an ihren Bruder Charlot.

Paris, den ...

Nein, ich zürne Dir nicht, guter Bruder, wenn Du, als der jüngere von uns Beiden, Deine Bedenklichkeiten über den Umgang mit einem, uns unbekannten, jungen Manne äu=ßerſt. Du meinſt es gewiß von Herzen gut, wenn Du uns warnſt, vor ihm auf unſrer Hut zu ſein. Aber nein, Charlot, Du kennſt ihn nicht; er iſt kein gewöhnlicher Menſch. Er iſt uns Freund, Vater, Rathgeber, Wohlthäter geworden, und das alles, ohne dadurch irgend ein Uebergewicht über uns anzunehmen, oder Anſprüche zu machen, die die gute Sitte zu befriedigen verböte.

Denke Dir, unſer Freund iſt der Graf v. K. Erſt vor kurzem hat er uns mit dieſem ſeinen hohen Range bekannt gemacht, als ich mich weigerte, eine Verbeſſerung unſrer Verhältniſſe von ihm anzu=nehmen. Er meinte, ein Graf, ein regierender

Herr, müſſe wohl das Recht haben, Menſchen, die er liebe, glücklich zu machen.

Da haben wir nun unſer fünftes Stockwerk verlaſſen, um zwei Treppen niedriger eine geſchmackvolle Wohnung zu beziehen, die der Graf nach ſeiner Phantaſie mit ſchönem Hausrath verſehen hat; wir kleiden uns eleganter; wir fahren mit ihm ſpatzieren; wir führen einen beſſern Tiſch, und er ſpeiſet mit uns ohne Umſtände, als gehörten wir zu einer Familie.

Und wie beſorgt iſt er um unſere Zukunft! Er erwartet nur die Rückkehr unſerer Mutter, um ihr Vorſchläge zu thun, die unſere ganze künftige Exiſtenz auf einmal ſichern. Mich will er an die Spitze eines großen Handlungshauſes ſtellen, und Pauline ſoll Geſellſchaftsdame bei ſeiner Mutter, oder bei ſeiner verheiratheten Schweſter werden.

Wer weiß, theurer Bruder, welches glückliche Geſchick uns eine gütige Vorſehung noch aufbehalten hat! Pauline hängt mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit an dem Grafen, ſie ruht

in ſeinen Armen, ſie erwiedert ſeine Küſſe; aber ich bin Zeuge von alle dem. Bald nennt ſie ihn wieder Bruder und Du, und er ſie ſeine kleine holde Pauline, ſeine liebe gute Schweſter. Nichts macht ihm mehr Vergnügen, als ihre kindliche Unſchuld und Unerfahrenheit.

„Ich bete täglich für Dich!" ſagte ſie neulich, als er ihr wieder eine unverhoffte Freude gemacht hatte. Er lächelte, ſchloß ſie in ſeine Arme, und bat ſie, noch mehr zu beten.

Faſt ſind nun die anderthalb Monat verfloſſen, die unſre Mutter noch in Amiens glaubte zubringen zu müſſen. Möchte ſie bald zurückkommen, um unſer Glück zu ſehen! Und Du, lieber Charlot, könnteſt Du nur einen Tag in unſrer Mitte ſein!

Lebe wohl! Wir gedenken Deiner mit den herzlichſten Wünſchen, und ich bin

Deine ꝛc. ꝛc.

Graf Ernſt v. K. an den Baron L. zu A..

Paris, den ...

Freund! jetzt weiß ich, wo es hinauswill mit mir und meiner Pauline. Seit einigen Tagen ſchon war die Leidenſchaft in mir zu einer verzehrenden Flamme emporgelodert. Mehrere Stunden täglich brachte ich bei der kleinen Wunderlieblichen zu, die unzertrennlich vor mir war. Während die ältere Schweſter draußen ſich beſchäftigte, wiegte ſie ſich auf meinen Knieen, hing ſie in meinen Armen, duldete ſie meine heißen, brennenden Küſſe, und erwiederte ſie mit einer Glut, die mich mit ihrem Feuer ins höchſte Entzücken verſetzte.

O, ihr ſeligen Minuten der namenloſen und doch unbefriedigten Liebe! Baron, haſt Du je mit ſolcher unendlichen Wonne, mit ſolchem, die ganze Seele füllenden, Entzücken an einem weiblichen Weſen gehangen?

Ich ſage nein, nein, Du Eismenſch mit

dem kalten unberührbaren Herzen, ſonſt würdeſt Du mich begreifen, würdeſt die Bekenntniſſe der glühenden Leidenſchaft, die ich Dir offenherzig ablege, weil ich Jemanden haben muß, gegen den ich ausſpreche, was mir die Bruſt ſonſt zerſprengen würde, nicht mit pedantiſchen Ermahnungen erwiedern.

Ich hatte ſie geſtern Nachmittags erſt ſpät verlaſſen. Noch fühlte ich die ſüße Luſt ihrer Küſſe auf meinen Lippen, noch klangen die Worte: „Komm bald wieder, mein Geliebter!“ in meinen Ohren. Weder Raſt noch Ruhe findend, trat ich an's Fortepiano. Die Melodie

Namen nennen Dich nicht,
Dich bilden Griffel und Pinſel
Sterblicher Künſtler nicht nach

rauſchte durch die Saiten, aber ſie brachte keinen Frieden in mein aufgeregtes Gemüth. — Darum ergriff ich Hut und Stock, hüllte mich in meinen Mantel, und eilte zurück zu dem Gegenſtande, der meine Seele füllte.

Glücklicher Zufall! Die Schweſter war aus-

gegangen, meine Pauline allein im Zimmer; ſie ſaß auf ihrem Ruhebettchen; ich ſetzte mich zu ihr, und ſie empfing mich mit der Zärtlichkeit der innigſten Zuneigung.

„Ach, liebe Kleine," ſagte ich, „ich bin ſehr unglücklich, dringende Verhältniſſe rufen mich nach Deutſchland, ich muß abreiſen, Dich verlaſſen!" Da weinte ſie heiße Thränen. — „Bleibe hier, bleibe bei Deiner Pauline, mein Ernſt!" bat ſie mit dem weichſten Tone der Liebe. Ich umarmte ſie, ich erſtickte ihre Klagen mit meinen Küſſen, ich zog ſie an meine Bruſt; ich trank den ätheriſchen Hauch ihres Roſenmündchens, ihre kleinen weichen Arme umſchlangen mich enger, und ich — ach, mein Buſenfreund!

„Du biſt nun mein, mein auf ewig!" rief ich, als ſie weinend und ſchluchzend an meiner Bruſt lag. „Ich reiſe ab, aber Du folgſt mir nach, wirſt Geſellſchafterinn bei meiner Mutter, oder bei meiner Schweſter, kurz, ich laſſe Dich nicht. Wir ſehen uns dann oft, recht oft."

Siehſt Du, Freund, da will es hinaus; ich verlaſſe Paris, kehre nach Deutſchland zurück und, Pauline wird auch dort die ſüße Freudengeberinn für ihren Ernſt ſein. „Aber Deine Mutter, Deine Schweſter!“ höre ich Dich ſagen. Dafür laß mich ſorgen. Auf jeden Fall reiſe ich allein, um dieſe zu gewinnen für meinen Plan, oder Paulinen eine geheime ſtille Wohnung auf einem unſerer einſam gelegenen Waldſchlöſſer zu bereiten.

Und nachfolgen will ſie, wenn nur die Mutter ihre Einſtimmung gegeben hat, und das wird dieſe, denn ſie iſt arm, und junge Frauenzimmer als Geſellſchafterinnen oder Gouvernanten außer Landes zu ſchicken, iſt ja in Frankreich nichts Ungewöhnliches.

Der Deinige,

Ernſt, Graf v. K.

Stephanie an Charlot.

Paris, den . . .

Alles hat ſich ſeit kurzem hier verändert, mein guter Bruder. Unſre Mutter iſt wieder bei uns, aber Pauline hat Frankreich verlaſſen. Den Grafen K. riefen ſeine häuslichen Angelegenheiten in die Heimath zurück. Er hatte unſere Schweſter ſo liebgewonnen, und wünſchte ſo ſehr ihr Glück zu machen, daß die Mutter ihre Tochter nicht beſſer verſorgen zu können glaubte, als wenn ſie den Vorſchlag annähme, ſie nach Deutſchland zu ſeiner Mutter oder Schweſter zu ſchicken.

Faſt wäre dieſe Abſicht durch den Tod vereitelt worden. Pauline ging einige Tage traurig und in ſich gekehrt umher; oft ſtarrte ſie unverwandt auf einen Fleck hin, wie Jemand, der in tiefen Gedanken iſt, brach dann nicht ſelten in Thränen aus, deren Urſach wir nicht erforſchen konnten, und verfiel endlich in ein

ſchleichendes Fieber, das ſie dem Grabe nahe-brachte. Der Arzt, den ihr der Graf ſandte, erklärte, das Übel müſſe geheime Urſachen haben, und ſeine Kunſt könne nicht auf ſie wirken, ſo lange ſie fortführe, ſich ihrem ſtummen Grame hartnäckig zu überlaſſen.

Großer Gott! Pauline war nicht zu bewegen, uns ihr Herz zu öffnen. Graf K. beſuchte ſie oft, ſo lange er noch hier verweilte, und ſie war ſichtbar heiterer, wenn er erſchien. Vielleicht, daß der Schmerz der Trennung von ihm ſie ſo ſehr ergriffen hatte.

Indeſſen wurde ſie doch wieder hergeſtellt. Leider konnte der Graf ihre Geneſung nicht abwarten; er hatte aber alles zu ihrer Abreiſe vorbereitet, und unſere Couſine, Albertine R., ließ ſich bewegen, ſie zu begleiten, damit das arme Kind doch nicht ſo ganz allein unter fremden Menſchen auf der Deligence fahren möchte.

Um ihr Geſchlecht zu verſtecken, hatten wir Beiden Mannskleider beſorgt, welche doch wenigſtens von einem Theil der Gefahren, die

jungen Mädchen auf Reiſen drohen, ſchützen können. Du kannſt Dir nicht denken, Bruder, wie allerliebſt die beiden Mädchen dieſer Anzug kleidete! Ein dunkelgrüner tuchener Überrock, graue Pantalons und eine gelb- und ſchwarzgeſtreifte Weſte darunter, eine weit auf den Kopf gehende Mütze, zur Deckung der langen Haare, Schuhe mit Kamaſchen, weil Paulinen vor den Stiefeln graute, und braune lederne Handſchuhe, verkleideten ſie in die liebenswürdigſten Knaben von ganz Frankreich.

Wir ſehen bald der Nachricht von ihrer Ankunft in Deutſchland entgegen.

Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Pauline an ihre Schweſter Stephanie.

Waldſchloß bei K., den 12. Mai.

Endlich, meine liebe Schweſter, bin ich im Stande, Dir Nachricht von mir, von meiner Reiſe und von meinem Aufenthaltsorte zu geben. Ach, Du gute Stephanie, und Du, theure Mutter, wie ſchmerzhaft iſt mir doch die Trennung von Euch und von dem lieben ſchönen Frankreich, aus welchem ich hier in dieſe traurige Einöde, in dieſen finſtern Wald, in dies alte verfallene Gebäude, in dieſes ſchrecklich große, Grauen erregende, Zimmer verſetzt worden bin! Doch ich verſprach Dir eine ausführliche Erzählung alles deſſen, was mir begegnen würde, und es gewährt mir Troſt und Beſchäftigung in meiner Einſamkeit, dies Verſprechen zu erfüllen.

Die Reiſe hieher hat lange gedauert, wenigſtens ging meiner Ungeduld die Deligence niemals ſchnell genug, obgleich die abwechſelnde

Mannichfaltigkeit der Geſellſchafter nicht ſelten einen Stoff zur Unterhaltung darbot, der ſie mir weniger langweilig und traurig hätte machen können. Aber, liebe Schweſter, mein Herz war ſo voll, die Sehnſucht nach Euch ſo groß und — ich kann es Dir nicht verbergen — die Reue über meinen gefaßten Entſchluß oft ſo heftig, daß ich auf die Gegenſtände um mich her nicht achten konnte. Mochten nun meine Reiſegefährten ſich unter einander zanken, oder ſich die Zeit mit ihren Späßen vertreiben, mir war das alles gleichgültig, ja, ich fiel bald in ein tiefes ſchwermüthiges Nachſinnen, aus welchem ich nur dann und wann wieder erwachte.

Gleich am zweiten Morgen meiner Reiſe traf mich ein Unfall, der mich auf's tiefſte beugte und beſchämte. Ich hatte die Nacht über geſchlafen, meine Mütze war während des Schlafs ſammt dem Kamme, den ſie verbarg, herabgefallen, und meine langen ſchwarzen, über die Schultern herabhängenden, Haare verriethen, ſobald es hell ward, das Geſchlecht der Schlä=

ferinn. Großer Gott, wer beſchreibt den Schrecken, als ich erwachte! Hundert Fragen beſtürmten mich, die die Neugierde, der Witz oder die Bosheit der Reiſegeſellſchaft that, und doch konnte ich mit nichts als einem Strome von Thränen darauf antworten.

Man hatte Mitleid mit meiner Jugend und Schwäche. Albertine, die ſich meiner annahm, galt nun für einen Liebhaber, mit dem ich entfliehen wollte, und wurde durch tauſend Späße und Witze ſo in Verlegenheit geſetzt, daß ſie ihren Herrncharacter vergaß, und ebenfalls bitterlich weinte, was der Geſellſchaft abermals Gelegenheit zu einem lauten Gelächter gab.

Bald aber nahm die Theilnahme, die ich erregt hatte, wieder die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Eine deutſche Dame, die gut franzöſiſch ſprach, verſicherte mich ihres Schutzes; „gutes Kind,“ ſagte ſie, „was Sie auch für Gründe zu ihrer Verkleidung gehabt haben mögen, ſein Sie getroſt, ich nehme mich ihrer an, ſo lange wir zuſammenreiſen,“ und

ſie hat redlich Wort gehalten. Indeſſen konnte ſie doch, vorzüglich im Anfange, nicht alle Unannehmlichkeiten von mir entfernen.

Ein Officier und ein Kaufmann wetteiferten mit einander, um mir bald wörtlich, bald thätlich ihre Zuneigung zu erkennen zu geben, und ich konnte mich der letztern nur durch einen Tauſch der Sitze mit meiner Beſchützerinn erwehren. Der Eine nannte mich immer ſein ſüßes, liebes Kind, und bot mir Bonbons und Macaronis an, die ich verſchmähete; der Andere, der den Sitz gegen mir über hatte, bemühete ſich, von der Seite eine meiner Hände zu ergreifen, bis er das Unglück hatte, in der Dämmerung die der alten Dame zu faſſen, welche die ſeinige, mit den Worten: „Sie irren ſich, mein Herr!“ lachend feſthielt.

Um meinen Verdruß und meine Verlegenheit zu verdoppeln, war auch eine ziemlich bejahrte Nonne unter uns, die Rede über Zucht und Ehrbarkeit und über die Gefahren, in welche junge Leute durch Unbeſonnenheit ſich ſtür-

zen könnten, an mich hielt. Liebe Schweſter, ich fühlte, daß ſie Recht hatte, und fing ſo heftig zu ſchluchzen an, daß das Mitleid der ſämmtlichen Reiſegeſellſchaft rege wurde, und ſie Alle ſich beeiferten, mich zu beruhigen, und der Nonne ihrer Rede wegen bittere Vorwürfe zu machen.

O Gott, wie viel hatte ich auf dem übrigen Theile der Reiſe noch auszuſtehen! Mit den Worten: „Der hübſche Junge da im grünen Rocke iſt ein verkleidetes Mädchen,“ verrieth oft der abgehende Reiſende dem ankommenden mein Geſchlecht, und ſo blieb es keinem derſelben verborgen. Die Grobheiten der Einen, die ſüßen Redensarten der Andern, Mitleid und Neugierde, moraliſche Sentenzen und Frivolitäten beſtürmten und quälten mich unaufhörlich. Ich beſtand ein wahres Märtyrerthum.

Ich armes Kind war ja ohne Beſchützer. Statt aller Antwort weinte ich, und das Mitleid, das meine Thränen erweckten, wurde mir eine neue Quelle des Verdruſſes.

Mein größtes Unglück war, daß der junge

Kaufmann die Reiſe bis nach Mainz mit uns machte. Er verfolgte mich auf jeden Schritt, den ich in den Gaſthöfen that, er ergriff meine Hand, und küßte ſie, wo er nur Gelegenheit dazu fand, und erlaubte ſich ſo viele Freiheiten, daß ich mich genöthigt ſah, den Schutz des Schirrmeiſters gegen ihn anzurufen.

Kurz, theure Schweſter, ſeitdem meine Locken herabgefallen waren, ſchien alles, was ein reiſendes Frauenzimmer Trauriges treffen kann, auf mich einzuſtürmen. Die Schaam, mein Geſchlecht in Mannskleidern erkannt zu ſehen, die Furcht vor den Zudringlichkeiten meiner Reiſegefährten, die peinliche Lage, in der ich mich befand, der Schrecken, der mich überfiel, ſo oft eine andere Mannsperſon ſich zu uns geſellte, das Gefühl, ohne Schutz und Beiſtand zu ſein, alles vereinigte ſich, mich ſo reizbar zu machen, daß eine unbeſchreibliche Angſt mich gar nicht verließ, und meine Thränen ſich in Strömen bei der kleinſten Veranlaſſung ergoſſen.

Erlaß mir die weitere Beſchreibung meiner

Reiſe, liebe Schweſter, ich war ja unfähig zu allen Bemerkungen. Gott ſei Dank, daß ich glücklich hier angekommen bin, wo ich doch meinen Ernſt zuweilen ſehen und umarmen kann, wenn gleich die Anſtellung bei ſeiner Mutter oder Schweſter ſich noch verzögern dürfte. Oder ob ſie je Stadt finden wird? Großer Gott, ich weiß es nicht, ich glaube es nicht; darum bin ich zuweilen ſo unglücklich und kann mich gar nicht ſatt weinen; zuweilen aber, wenn Er bei mir iſt, oder bald kommen ſoll, werde ich wieder ſo unbeſchreiblich glücklich! Ich armes Kind bin ſo allein, ſo verlaſſen in einem fremden Lande, wo es nur einen giebt, den ich kenne, und den ich mein nennen kann! Ach, Stephanie, es iſt hier vieles anders, als Ihr, Du und Mutter, dort denkt! Hätte ich ſie doch bei mir, die gute ſorgſame Mutter, wäre ich doch nie von ihr gegangen, wäre noch nie Graf Ernſt zu uns in unſer enges Stübchen ins fünfte Stockwerk geſtiegen! Und doch — ach, mein Ernſt!

K**, ein häßlicher finſterer Ort, der ge-

wöhnliche Aufenthalt der gräflich K * * ſchen Familie war das Ende meiner traurigen Poſtreiſe.

Der Anblick dieſer Stadt war nicht dazu geeignet, mir meine bangen Gefühle zu benehmen. Enge, finſtere Straßen, zerfallene Häuſer, kothige und holprige Wege konnten mich nicht mit angenehmen Hoffnungen erfüllen.

Wir kamen bei einem Hauſe vorbei, welches an Größe und Schönheit ſich vor den übrigen auszeichnete; es war der gräfliche Palaſt. Aber dieſer ſollte nicht der Ort meines Aufenthalts ſein; denn der Poſtbediente hatte den Auftrag, uns zum Gaſthofe zu führen, wo wir ein Zimmer bereit fanden.

Ermüdet warf ich mich in einen Lehnſtuhl, und wie ein Traum ſtanden die Begebenheiten der zurückgelegten Reiſe vor meinem Gedächtniſſe. Da öffnete ſich die Thür, und „Ernſt!" ſchrie ich, und lag in des Grafen Armen. Er hob mich auf, ich klammerte mich feſt um ſeinen Hals, ein langer ſüßer Kuß erfüllte mich

mit unbeſchreiblicher Wonne, und ließ mich die Beſchwerden der Reiſe vergeſſen.

„Ich bin nun hier,“ ſagte ich, „ganz von Ihrem Willen abhängig; von Ihnen erwarte ich das Glück, das Sie mir verſprochen haben. In einem fremden Lande bin ich allein, ohne Freund, ohne Schutz, wenn ich Ihnen mein ganzes Vertrauen nicht ſchenken darf, wie ich es in Paris durfte.“

„Ich danke Dir, liebes Mädchen,“ erwiederte er, „daß Du meiner Einladung gefolgt biſt, ich hoffe, es ſoll Dir recht wohl hier in Deutſchland gefallen, und gewiß will ich mich bemühen, Dein Glück zu machen, damit Du Dich nicht nach Deinem Frankreich wieder zurückſehnſt; aber, liebe Kleine, gute Pauline, ich kann Dich jetzt noch nicht an den Platz bringen, den ich Dir verſprochen habe.“

„O mein Gott!“ ſeufzte ich, und Thränen ſtürzten mir aus den Augen, „mußten Sie mich ſo auf's Ungewiſſe aus den Armen der Mei=

nigen reißen? Was ſoll nun aus der armen verlaſſenen Pauline werden?"

„Weine nicht, beruhige Dich," ſagte er, mich von neuem an ſeine Bruſt ziehend, die ich mit meinen Thränen benetzte; „gedulde Dich nur für dieſen Augenblick. Meine Mutter verabſcheuet die Franzoſen; ſie haben unſerer Familie nach der Schlacht bei Jena gar zu übel mitgeſpielt, darum weigert ſie ſich jetzt durchaus, eine Franzöſinn in ihr Haus zu nehmen. Aber ſie wird meine liebenswürdige Pauline ſehen, ihre vortrefflichen Eigenſchaften ſchätzen, und ſie vor andern Frauen Deines Vaterlandes auszeichnen."

Ich war unfähig, meine Gefühle zu unterdrücken, nur Thränen waren die Antwort, die ich ihm geben konnte.

„Weine doch nicht," fuhr er fort, „ich werde meine Mutter ſo lange bitten, bis ſie Dich kennen zu lernen verlangt. O gewiß, meine geliebte Pauline, wenn ſie Dich nur geſehen und geſprochen hat, ſo wird ſie mit Ver-

gnügen Dich zu ihrer Geſellſchafterinn zu haben verlangen.“

Ich ſchluchzte.

„Was ſoll ich anfangen?“ rief er ungeduldig, „willſt Du mir Kummer machen, mir, der Dich immer ſo liebgehabt hat? Liebes Kind, ich rechne in dieſem unvorhergeſehenen Falle auf Deine Ergebung; ſollteſt Du nicht etwas thun für den Mann, dem Dein Glück ſo theuer, wie ſein eigenes iſt, dem es ſo lange ſchon Tag und Nacht am Herzen gelegen hat, für Dich zu ſorgen, und Dein Beſtes zu befördern? Und welche Bande könnten enger uns noch vereinigen — er preßte mich heftig an ſich — meine Pauline!“

Ach, Schweſter, wenn Du wüßteſt! — ach, es laſtet eine ſchwere Bürde auf meinem Herzen, die ich früher ſchon hätte herabwälzen ſollen, als ich noch Troſt an der Mutter- und Schweſterbruſt finden konnte. Jetzt habe ich nur Ihn allein! Er hörte nicht auf, mir Troſtworte

zu ſagen, er wollte durchaus mich beruhigt wiſſen.

Ich antwortete nicht, ich erſtickte faſt, ich verbarg die, in Thränen ſchwimmenden, Augen hinter meinen beiden Händen, bis ich endlich, unfähig, mich länger zu halten, niederſank zu ſeinen Füßen, und, ſeine Kniee umklammernd, rief: „Ernſt, mein Ernſt, verlaß mich nicht!“

Er hob mich auf, er küßte mir Mund und Stirn, und verſprach mit den heiligſten Verſicherungen ſeiner Treue, mir Freund, Bruder, Geliebter zu ſein, und mich nicht zu verlaſſen, ſo lange er lebe.

Was ſollt' ich machen, meine Stephanie, ſollte ich durch Empfindlichkeit ihn zum Unwillen reizen? Nein, ungeachtet meiner Jugend, gebot mir die Klugheit, mich meinem Schickſal ergebungsvoll zu überlaſſen, und mein Glück in dieſem fremden Lande blindlings der Großmuth deſſen anzuvertrauen, der ſich ſeit langer Zeit ſchon ein Recht auf meine Liebe und mein Zutrauen erworben hat. Bin ich denn, was

er ſo oft mir ſagt, ſeine Pauline, ſo wird er mein Beſtes, wie ſein eignes, beſorgen.

Ach, theure Schweſter, freilich ſcheint mir jetzt ſchon die Zukunft — meine Zukunft, die Ernſt mir in Paris im roſenfarbenen Lichte zeigte — in ſchwarze Nacht gehüllt; aber ich will die Hoffnung nicht verlieren. Iſt denn der, dem ich mich hingab, nicht ein deutſcher Edelmann? Sollte der Adel ſeines Herzens dem ſeines Bluts nicht gleichkommen? Legen ihm nicht die Rechte, die er ſich über mich angemaßt, die Vortheile, die er über meine unerfahrene Jugend davongetragen hat, legt ihm nicht die hülfloſe Lage, in die er ſelbſt mich verſetzte, die heiligſten Pflichten auf?

„Mein Ernſt,“ rief ich, die Thränen trocknend, die meine glühenden Wangen benetzten, „ja, ich bin Deine Pauline, ich will Vertrauen zu Dir haben, ich will mein ganzes Schickſal Deiner Beſtimmung überlaſſen. Du haſt mich ja aus den Armen meiner Mutter, meiner Schweſter, meines ſchönen Vaterlandes geriſſen; ſei

mir nun auch Alles, Alles, was ich verlaſſen habe!"

Albertine ſtand ſchluchzend in einem Winkel.

Er aber dankte mir kalt, und empfahl mir, allerlei ſonderbare Dinge zu beobachten. Z. B. Man hätte mich bemerkt, ich müßte mich daher vor aller Augen verbergen. Man hätte ihn ſchon über die Ankunft zweier Knaben mit ſchönen ſchwarzen Haaren und kleinen niedlichen Füßen aufgezogen. Ich dürfe mich alſo weder ſehen, noch mein Geſchlecht bekannt werden laſſen; weder mit den Leuten im Gaſthofe reden, noch die Fenſter meines Zimmers öffnen.

Und doch gingen gerade dieſe Fenſter in einen großen Garten, in welchem die Spaziergänger, denen ich zuſah, meine einzige Augenweide, meine einzige Zerſtreuung und Unterhaltung ausmachte.

Ich war alſo im buchſtäblichen Sinne des Wortes eine Gefangene. Und dennoch, liebe Schweſter, war ich und bin ich nicht unglück-

lich. Ich unterwarf mich geduldig und ohne zu murren mit einem gewiſſen Vergnügen dem Manne, in deſſen Gewalt ich war. Ja, ich opfere ihm alle meine Freuden mit der Überzeugung, ihn dadurch unauflöslich an mich zu feſſeln.

Fortſetzung.

Den 24. Mai.

Ernſt hatte eine kleine Reiſe von einigen Tagen zu machen. Er ließ mich meine Wohnung vorher noch einmal ändern. In der Dämmerung wurde ich auf einen ſeiner Gärten außerhalb der Stadt geführt und dort in das Haus des Gärtners verſchloſſen. Nun war ich, meiner Meinung nach, zur tiefſten Einſamkeit verdammt, und doch war dieſer Aufenthalt noch nicht der einſamſte! Eine liebe dicke Frau mit kleinen braunen Augen, hochrothen Wangen und faſt gar keiner Naſe brachte mir täglich einen friſchen Blumenſtrauß, und bemühete ſich ſehr, mich zu unterhalten, was ihr aber, da

ſie kein Franzöſiſch und ich kein Deutſch verſtand, ſchlecht gelang.

Die gute Frau ſchien Mitleiden mit mir zu haben, daß ich ſo einſam im Zimmer eingeſperrt ſitzen mußte, denn Albertine geht ungehindert und frei umher; ihre Größe, ihre Unbefangenheit laſſen ſie allenthalben für einen zwanzigjährigen Jüngling gelten. Ich aber ſaß oft Stunden lang mit meiner Wirthinn allein, die nicht aufhörte, mir Zeichen ihres Antheils und ihrer Zuneigung zu geben. Sie berührte mich mit einer Hand, breitete dann in einem Kreiſe ihre dicken Arme auseinander, um dadurch die Leere des Raums, oder die Einſamkeit, in der ich war, anzudeuten, und zog mich dann an ihren Buſen, um mir zu erkennen zu geben, daß ſie mir zugethan ſei, und mir Geſellſchaft leiſten wolle. Ach, die gute Frau wurde durch meinen Anzug getäuſcht; ſie nannte mich einmal über das andere „mein lieber Mosjö Paul,“ und ſah mich mit ihren kleinen braunen Augen ſo blinzelnd an, daß ich mich oft des Lächelns

nicht erwehren konnte. Aber dann wurde ſie immer noch zärtlicher und zudringlicher. Die Pantomime dieſer Frau, Muſik von Blasinſtrumenten, die ich von ferne hörte, und der Anblick einiger Herren und Damen, die ich durch die verſchloſſenen Jalouſieen bisweilen im Garten luſtwandeln ſah, das war alle Zerſtreuung, die ich in vier oder fünf Tagen auf dieſem Garten genoß.

Wahrlich, hier konnte man ſich mit Recht langweilen, und ich begreife nicht, wie ich es ausgehalten hätte, wäre nicht meine dicke Wirthinn von Zeit zu Zeit erſchienen, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen, wobei es denn ihrer ſonderbaren Pantomimen wegen immer etwas für mich zu lächeln gab, weil wir uns einander ſo gar nicht bedeuten konnten. Dies verurſachte gleich am erſten Abend eine höchſt lächerliche Scene.

Du weißt, Schweſter, daß ich immer gewohnt war, auf Matratzen unter einer wollenen Decke zu ſchlafen, und nun denke Dir die Angſt,

die mich überfiel, als ich ein großes mächtiges Bett, für vier Perſonen groß genug, erblickte, zu welchem man einer Leiter bedurfte, um hineinzukommen, wenn man nicht gut auf's Klettern ſich verſtand; oben auf dieſem Bette nun ein dickes ſchweres Federdeckbett, um welches ein weißes Laken geſchlagen war, und bedaure mich. Daß ich darin nicht aushalten könne, war mir klar auf den erſten Blick.

Ich rief die Wirthinn; allein es war unmöglich, ihr meine Verlegenheit begreiflich zu machen. Sie legte ſich in's Bett, und zog das Deckbett über ſich, um mir ſeinen Gebrauch zu zeigen. Ich lachte, ſchob es zurück, und machte eine horizontale Bewegung mit der flachen Hand, während ſie noch darin lag, und mit offnem Munde mich anſoh, um ihr anzudeuten, daß ich eine andere Art von Decke verlange. Da ſprang ſie lachend auf, watſchelte aus der Stube, und kam mit einer wollenen Friesdecke zurück, die ſie ſchlechterdings noch unter das Deckbett legen wollte.

Endlich ging mir die Geduld aus; ich warf die Kiſſen zum Bett hinaus, und fing an, alles nach eignem Gutdünken zu ordnen. „Ach, Mosjö Paul!" ſagte ſie erſtaunt, und entfernte ſich mit ſtummer Verwunderung.

Mehrere Tage brachte ich in dieſer Einſamkeit zu, und ertrug ſie mit der ruhigſten Ergebung, obgleich ich nicht ſelten Thränen des Unmuths auf meinen Wangen fühlte, oder auch der guten dicken Wirthinn, wenn ſie in ſolchen Augenblicken in's Zimmer trat und mich mitleidig anſah, weinend um den Hals fiel, wogegen ſie mich denn wieder zärtlich umarmte.

Bald aber wurde ich, auf des Grafen Befehl, auch von dieſer gutmüthigen und zärtlichen Wirthinn wieder entfernt. Ich empfing einen Brief von ihm, worin er mir anzeigte, daß er mich, während ſeiner Abweſenheit, die etwas lange dauern könne, ſeinem Förſter Hartebet anvertraue, der mich auf ein Schloß im Walde bringen würde, wo ich ungenirter und freier umhergehen könne.

„Ich ſage Dir im voraus,“ ſchrieb er, „daß Du dort nicht zum beſten wohnen wirſt, „und daß Du Nachſicht haben mußt. Aber ich „kenne Deine Güte, liebe Kleine, geduldе „Dich nur eine kurze Zeit. Ich bitte ums Him„mels willen, ſei nur vorſichtig und verbirg „Dich vor Jedermann, damit Niemand entdeckt, „wer Du biſt. Der Mann, dem ich Dich an„vertraue, hält Dich für den Sohn eines Herrn „von meiner Bekanntſchaft, der eine Reiſe nach „Preußen gemacht und Dich während derſelben „in meinen Schutz gegeben hat. Verrathe Dich „alſo nicht.“

So bin ich denn, meine theure Schweſter, aus einem Gefängniſſe ins andere gegangen. — Mein Herr Förſter Harteber iſt einer der beſten Leute, die je ein von der Sonne verbranntes Geſicht und darin zwei kohlſchwarze hervorſtehende Augen hatten. Sein kurzer kahlgetragener grüner Rock mit blinden ſtählernen Knöpfen, ſeine Schießtaſche darüber, ſein Jagdmeſſer im Gürtel, ſeine Doppelflinte, die ihm

nicht von den Schultern kommt, dabei die faſt ſchwarzgewordenen, ehemals wahrſcheinlich gelben, ledernen Beinkleider und die herabhängenden Stiefel gereichten ihm eben nicht zur Empfehlung bei mir, und ich erſchrack nicht wenig über die Art von Geſellſchaftern, denen mein Ernſt mich anvertraute. Aber, Gott ſei Dank, er iſt einer von denen, die einen guten Kern unter einer abſchreckenden Schaale verſtecken.

Er erſchien mit einem kleinen ſchlechten Wagen, vor welchen ein Pferd geſpannt war, überreichte mir den Brief ſeines Herrn, und bat mich, mit ihm nach Erlau, ſo heißt mein Waldſchloß, zu fahren.

Wir fuhren durch ein flaches, langweiliges Land, keine intereſſante oder des Aufſehens werthe Gegenſtände boten die geringſte Abwechſelung dar, bis wir endlich in einen düſtern Eichenwald kamen, in welchem ich bald von fern hinter den Bäumen mein künftiges Wohnhaus erblickte.

Es war ein altes, finſteres, ungeheures

Schloß, vor welchem wir ſtillhielten. Gütiger Himmel! wie ſoll ich dies mein Gefängniß, wie ſoll ich meinen Schrecken bei deſſen Anblick beſchreiben!

Rund umher Wald — nichts als Wald von jenen alten ſchauerlichen deutſchen Eichen, unter denen vielleicht die Vorfahren meines Ernſt in ihren Hütten auf Bärenfellen lagen — in einer kleinen Entfernung, faſt mitten drin, ein Dörfchen von etwa zwanzig bis dreißig mit ſchwarzem Stroh gedeckten Häuſerchen, die durch die Bäume romantiſch ſchauerlich in die Augen fielen!

Und nun die ſchwarzgrauen, verwitterten Mauern des langen hohen Gebäudes, das mir zum Aufenthaltsorte beſtimmt war! Die Überreſte von Wall und Graben, über welche und durch welche wir fuhren; die hohen ſchmalen, ſpitzzugehenden Fenſter, in denen zahlloſe zerbrochene Scheiben dem Winde, wie dem Regen, freien Eingang geſtatteten; das verfallene Dach, von dem herabgefallene Ziegeln rund umher la=

gen; das, von ſeiner Bedeckung hier und dort entblößte, Lattenwerk; die aus verfaultem Holze beſtehende große Flügelthüre, die Herr Harteber mit einem ungeheuren verroſteten Schlüſſel öffnete; die weite leere Hausflur mit nackten, weißen, zerfallenen Wänden; der Blick in die großen, überall offenen Zimmer im Erdgeſchoß, deren Fenſter zur Hälfte von aſchgrauen, uralten Laden verſchloſſen waren, und ein ſchauerliches Halbdunkel erzeugten, in welches ich nur mit Grauen uud Entſetzen blickte; ach, meine Stephanie, das waren die Gegenſtände, die ſich hier meinen Augen zuerſt zeigten. Ein Fröſteln durchſchauerte mich, als ich über die, vom Zahne der Zeit faſt zerſtörte, ſteinerne Treppe in dies verwünſchte Schloß trat.

Wir ſtiegen mühſam eine andere Treppe hinauf, deren Stufen mehr hoch, als breit waren, und die ſich um einen ſteinernen Pfoſten dreheten. Man fiel am Ende derſelben faſt über drei Tritte in ein, von allen Seiten durchlöchertes, Gemach, in welchem eine Schaar von

Vögeln hauſete, welche mit lautem Geſchrei durch die drei Fenſter entflohen, die es erleuchteten. Eine Menge von Thüren befanden ſich auf allen Seiten, ſo daß man im Ganzen wohl ein Dutzend Oeffnungen zählte. Mittelſt einiger Stufen, die ich erſtieg, gelangte ich in einen Saal. Dieſer war das Wohnzimmer, das mein Förſter uns anwies, und das einzige, in welchem noch ein Menſch ſicher vor Wind und Regen ſich aufhalten konnte. Er bildet ein großes längliches Viereck von faſt vierzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite. Ein alter Kronleuchter von Bronze, oder vielleicht von Meſſing, ſchwebt in der Mitte, eine Menge Hirſchgeweihe ſind die Zierathen der alten rothgemalten Wände, acht ungeheure ſpitzige Fenſter gaben uns Licht, und ein mächtiger eiſerner Ofen erhob ſich in einem Winkel.

An der einen Seite dieſes alten Saals ſteht ein kleines Canapee mit einfachem braunen Kattun überzogen, in der Mitte ein großer runder Tiſch für wenigſtens vierundzwanzig Perſonen

eingerichtet, und drei Stühle daran, bei deren Verfertigung nichts als Holz gebraucht iſt, und endlich unter einem großen zerbrochenen Spiegel eine Commode von weißer Farbe.

Geradezu und ohne Thür geht man aus dieſem Zimmer in mein Schlafcabinet. In dieſem iſt nur ein einziges Fenſter, und dickbelaubte Eichen können daher um ſo beſſer ein ewiges Halbdunkel darin erhalten.

Allein in dieſer Schlafkammer befinden ſich zwei ſchöne große Betten mit Vorhängen, die mit geſticktem Laubwerk geſchmückt ſind, und ein kleiner brauner Tiſch, dem zwar ein Bein von den Würmern abgefreſſen iſt, der aber doch an der Wand feſtſteht.

„Allmächtiger Gott, wohin ſchickt uns der Herr Graf!“ jammerte Albertine, und ein lautes Weinen und Schluchzen zeigte unſerm Begleiter, wie ernſtlich ihre Worte gemeint waren.

Aber er verſtand unſere Sprache nicht, er ſah nur unſere Thränen, und gab ſich alle Mü-

he, durch Pantomime ſeine Theilnahme und ſein Mitleid zu zeigen.

Als er uns nun verließ, um nach dem Dorfe, ſeinem Wohnorte, zu gehen, und wir allein bleiben ſollten in dem großen leeren Gebäude, ach, Stephanie, wer ſchildert meine Angſt, meinen Kummer, meine Reue, Dich und meine gute Mutter verlaſſen zu haben!

Wir hielten uns feſt umſchlungen, und weinten uns recht ſatt, bis die äußerſte Müdigkeit uns zwang, von den großen Betten Gebrauch zu machen.

Lebe wohl, wohl, meine Stephanie, und denke an Deine Schweſter

Pauline.

Pauline an Stephanie.

Schloß im Walde, den 1 Juni.

Mein erſter langer Brief, theure Schweſter, kann zwar noch nicht in Deinen Händen ſein, liegt vielleicht noch in irgend einem deutſchen Poſthauſe, oder iſt gar noch nicht von K., wohin ich ihn ſchickte, abgegangen, und dennoch muß ihm dieſer ſchon wieder folgen. Ach, Stephanie, das Schreiben an Dich iſt ja mein größter Troſt, meine angenehmſte Beſchäftigung in dieſer Einöde. Und wenn Du nun durch die Klagen, die meine Briefe enthalten, betrübt wirſt, wenn Du aus dem erſten ſchon ſiehſt, daß ich betrogen bin, und Alles, was ich ſchreibe, Dich ahnen laſſen muß, was ich dem Grafen E. hier bin, und ſchon in Paris ihm war; ſo darfſt Du wenigſtens mir nicht zürnen, denn warſt Du nicht die ältere Schweſter? War ich nicht dort Deiner Obhut anvertraut, und waret Ihr Beide, Du ſowohl,

als unſere Mutter, nicht völlig zufrieden mit meiner Reiſe nach Deutſchland.

Doch dem ſei nun, wie ihm wolle, ich muß jetzt meinem Geſchick muthig entgegengehn, weil ich ihm nicht mehr ausweichen kann.

Der Graf beſuchte mich ſchon am Tage nach unſerm Einzuge auf dieſem Waldſchloſſe, und bat Albertinen ſehr höflich, uns jedesmal, wenn er kommen würde, allein zu laſſen. Es ſchien ihm nicht aufzufallen, daß wir ſo ſchlecht wohnten, ob er gleich es mir vorher geſchrieben hatte. Aber er behandelt mich auch immer noch als ein Kind, das ſich glücklich ſchätzen muß, unter ſo ſchlechtem Dache eine Herberge zu finden; er ſpricht, er ſcherzt mit mir, wie mit einem Kinde, da er doch wiſſen ſollte, daß ich keins mehr bin.

Ich ſagte ihm nichts von dem Kummer, den ich empfände, ſo einſam in einem ſo entlegenen Aufenthaltsorte zu ſein; ich erinnerte ihn nicht an ſeine Verſprechungen; ich ſprach nicht von den glänzenden Hoffnungen, die ich mir

von meinem Zuſtande in Deutſchland gemacht und die Er in mir angefacht hatte. Ich ſchwieg, theils aus Furcht, ſeinen Unwillen zu erregen, theils aus Schonung für ihn. Er aber ſchrieb dies Schweigen meiner Unempfindlichkeit zu, entſchuldigte ſich mit wenigen Worten über die Entfernung von Menſchen, in welche er mich verwieſen hatte, und nannte mich tauſendmal ſeine „liebe Kleine," indem er ſich auf dem Abſatze herumdrehete, um ſeine Halsbinde vor dem zerbrochenen Spiegel zurechtzuzupfen.

Du ſiehſt, Stephanie, die Liebe blendet mich nicht; aber ich verſichere Dich dennoch, mein Zuſtand ſoll mich nicht unglücklich machen. Dagegen will ich kämpfen mit allen Waffen, die mir die Vernunft und, wenn Du willſt, auch der Leichtſinn darbietet.

Mein Ernſt ging mit mir ſpatzieren; erſt ein Weilchen im Walde, dann ins freie Feld. Als ich nun an dem Arme des ſchönen Mannes einherſchritt, der mir einen Theil ſeiner weitläufigen Beſitzungen zeigte, und den Alle, die

uns begegneten, ehrerbietig grüßten; da, Stephanie, da konnte ich doch eine Anwandlung von Stolz nicht unterdrücken, daß ich vor allen adligen Damen, die Anſpruch auf ihn machen können, die war, die er mit ſeiner Liebe beglückte. Ich fühlte mich glücklich an ſeinem Arme, und gab ihm den Kuß recht herzlich, um den er mich bat.

Er kürzte ſeinen Beſuch ab, weil es ihm an Zeit gebrach, und empfahl mir ſehr dringend, meine Mannskleider nicht abzulegen, und in der Gegend nie weiter zu gehen, als bis auf gewiſſe Berge, die er mir zeigte. Ich verſprach, ſeinen Wunſch zu erfüllen, und Ernſt verließ mich.

Ja, Stephanie, ich will glücklich ſein; ich will, neben dem Unangenehmen, auch das Angenehme und Anziehende meiner Lage aufſuchen.

Ich werde hier zwar, außer meinem Ernſt und dem alten Harteber, keine Herren, auch keine Pariſer Modedamen ſehen, aber ſchöne grüne, dichtbelaubte Bäume und etwas weiterhin Feld und Wieſen mit hunderttauſend ſchö-

nen Blumen bedeckt. Fehlt es mir an Zerſtreuungen, ſo kann ich die Wohlthäterinn der Armen in dem nahen Walddorfe werden, kann unter ſie die Geſchenke des Grafen vertheilen, kann glückliche Menſchen machen und mich ihrer Freudenthränen freuen. Ernſt hat ein edles Herz, er liebt mich und ſoll freigebig ſein. Dann werden die Segenswünſche der Beſchenkten Frieden und Glück über ihn und ſeine arme Freundinn bringen.

Was kann man in der Welt mehr verlangen, als Ruhe, Liebe, Nahrung und Kleidung in einem ſtillen ländlichen Aufenthalte? Alles dies gewährt mir mein Geliebter, ſoll ich undankbar ſein und einen Prunkpalaſt für unſere geheime Liebe verlangen?

Bei dem allen, liebe Stephanie, fehlt es mir hier auch nicht an Unterhaltungen, die Abwechſelung in mein einförmiges Leben bringen. Albertine, die Ungehinderte, die Freie, ſchweift allein in ihren Mannskleidern im Walde, im Dorfe und in Feld und Wieſen umher. Eben ſaß ich am Tiſche, und ſchmeckte zum erſten

Male deutſche Sahne, die mir Herr Harteber geſchickt hatte, da trat ſie mit einem Haufen junger Bauermädchen ins Zimmer, die ihr fröhlich auf ihre Pantomime gefolgt waren. Sie gaben das Erſtaunen, noch einen Jüngling hier zu finden, durch Lachen und Worte zu erkennen, die ich zwar nicht verſtand, die mir aber durch die Lebhaftigkeit der Zeichen, von denen ſie begleitet waren, deutlich wurden. Ich ſchien der Gegenſtand ihrer Verwunderung zu ſein.

Es war ein angenehmer Anblick, dieſe jungen Mädchen, die faſt alle hübſch und zum Theil reizend waren, baarfuß und mit ganz kurzen Röcken angethan, in dem Saale erſcheinen zu ſehen, in welchem ſich ſonſt wohl nur mächtige Ritter und geputzte Damen verſammelt haben mochten. Einige von ihnen überreichten Geſchenke von Blumen, und alle ſahen mich lächelnd und freundlich an.

Dies Schauſpiel machte mir ungemeines Vergnügen. Ich ſcherzte mit den Mädchen durch Pantomime, die ſie ergötzte; ſie tanzten

mit uns in dem großen Saale, trieben mit Lachen und Scherzen einen entſetzlichen Lärm, und mehrere derſelben haben uns ſeitdem öfter beſucht.

Eine ſchlank und zartgewachſene Dirne mit ſchönen glänzend kaſtanienbraunen Haaren, die mit ihren großen blauen Augen ſchelmiſch unter dem groben Strohhut hervorſah, gefiel mir beſonders; ich beſchäftigte mich vornehmlich mit ihr, und habe in meiner Knabengeſtalt ihre Liebe gewonnen, die ſie mir durch die beredteſten Blicke zu zeigen weiß. Schon ſind wir völlig mit einander einverſtanden. Sie kennt die Stunden, in welchen ich ſpatzieren gehe, und kommt mir entgegen; ſie hängt ſich an meinen Arm, und beſucht mit mir die Gränze meines Aufenthalts, jene Berge, die der Graf mir zeigte, ſie bringt mir Blumenſträuße, kurz, ſie vertreibt mir in Ernſt's Abweſenheit recht angenehm die Zeit.

Den 4. Juni.

Du haſt geſehen, liebe Stephanie, daß ich ziemlich zufrieden hier bin, nachdem ich nämlich über mein altes verfallenes Schloß mich genug geärgert habe. Wäreſt Du hier, ich glaube, meine Reiſe würde anfangen, mich nicht mehr zu gereuen.

Dennoch, Schweſter, kann ich es mir nicht verbergen, daß ein grauſamer Leichtſinn dazu gehört, ein junges Frauenzimmer aus ſeinem Vaterlande, von Mutter und Schweſter zu reißen, und es ſo fern von Menſchen einzuſperren! — Mein Ernſt fühlt das wohl, er bittet mich deshalb dann und wann um Verzeihung, und ſucht mich bisweilen zu zerſtreuen.

Denke Dir, geſtern hat er mich ſeiner Schweſter vorgeſtellt, die an einen benachbarten Gutsbeſitzer, den Baron M., verheirathet iſt. Er erſchien ſchon früh um neun Uhr, und bat mich, mit ihm ſpatzieren zu gehen. In

meiner Knabentracht, weißen Pantalons, weißen Weſte und blauem Frack, wobei mir meine langen Haare am meiſten Umſtände machten, weil ſie Albertine immer erſt künſtlich um den Kopf vertheilen und befeſtigen muß, hing ich mich an ſeinen Arm. Wir gingen durch den Wald der Landſtraße zu. Dort fanden wir ſeinen eleganten Wagen mit vier ſchönen ſchwarzen Pferden beſpannt.

„Wohin wollen Sie mich führen, Herr Graf?“ fragte ich, als er mich lächelnd bat, einzuſteigen.

„Zu meiner Schweſter, der Baroninn von M.,“ erwiederte er, „ſie wünſcht Dich kennen zu lernen; aber vergiß nicht, daß Du ein Knabe biſt.“

Im geſtreckten Gallop fuhren wir eine Viertelſtunde lang, und ſtiegen endlich vor einem hübſchen Landſitze aus. Ernſt führte mich an der Hand zu der Baroninn, einer höchſt liebenswürdigen jungen Frau, die mich mit Artigkeit empfing. Sie trug ein einfaches weißes Kleid,

ein Medaillon, wahrſcheinlich mit dem Bilde ihres Gemahls, an einer goldenen Kette um den Hals und eine Perlenſchnur, die in das ſchöne ſchwarze Haar geflochten war. Ihre Ungezwungenheit, ihre Freundlichkeit und Herablaſſung nahm mich ſogleich für ſie ein, und meine Verlegenheit verſchwand bald, obgleich ich die Knabenrolle ſchlecht genug ſpielte.

Die Baroninn that alle Fragen an mich, die man wohl an einen jungen Schüler zu thun pflegt, aber der Graf mußte mir bei meinen Reden oft aushelfen, und doch verriethen ſie mein Geſchlecht, mein Alter, meine Verhältniſſe zu ihm jeden Augenblick, bis endlich eine einzige unüberlegte Antwort alles auf einmal verdarb.

„Wird Ihnen das Landleben nicht langweilig?“ fragte mich die liebe Frau einmal in einem recht theilnehmenden Tone.

„Nein, gnädigſte Frau,“ erwiederte ich ſchnell und gerührt von ihrer Güte, „ich weiß,

mich zu beſchäftigen; ich leſe, ich arbeite, ich nähe — —"

Bei dieſer unklugen Antwort wurde ich über und über roth im Geſichte, alle meine Faſſung war verloren, der Graf ſpielte den Zerſtreuten und die Unterhaltung ſtockte.

Desungeachtet hörte die Baroninn nicht auf, mich mit Güte und Achtung zu behandeln, und aus allen ihren Reden blickte ein gewiſſes theilnehmendes Gefühl hervor, das mir unausſprechlich wohlthat. Ach, ich bin recht heiter und vergnügt nach dieſer Vorſtellung geworden! Möchte ich unter den Schutz dieſer vortrefflichen Frau geſtellt werden, wie glücklich würde ich mich fühlen! Ja, es iſt noch nicht alle Hoffnung verloren!

Ernſt fuhr mit mir zurück bis an mein Schloß, wo er mich aus dem Wagen hob. Ich fiel ihm in die Arme, er preßte mich an ſich, drückte ſeinen Mund auf den meinigen, und ſagte „morgen."

Ich hatte nicht nöthig, lange auf ihn zu

warten; er erſchien früh, und war unbeſchreiblich liebenswürdig. Mit welcher Freude lief ich ihm entgegen, mit welcher Innigkeit umarmte er ſeine Pauline! Albertine entfernte ſich; wir blieben uns ganz ſelbſt überlaſſen! O, einen köſtlichen Morgen feierten wir mit einander! Die Fenſter waren geöffnet, die ſchöne warme Sommerluft ſtrömte ins Zimmer, und die Strahlen der Morgenſonne drangen durch die Zweige der Eichen, und beſchienen uns auf dem Canapee, auf welchem wir Arm in Arm, Mund an Mund neben einander ſaßen. Ach, Schweſter, es giebt doch auch glückliche Lebensaugenblicke für mich! Sein bin ich, das fühlte ich in dieſem Augenblicke recht tief und innig, und Ernſt hat es mir zugeſchworen mit tauſend Eiden. Nie habe ich ihn herzlicher, zärtlicher, liebenswürdiger geſehen, als in dieſen Augenblicken.

Er war von meinem Schickſale gerührt; „Pauline," ſagte er, „Du haſt mir alles zum Opfer gebracht, und ich bin Dir jeden Erſatz dafür ſchuldig, der in meiner Macht ſtehet.

Glaube es mir, theures Mädchen, meine Liebe zu Dir wird nur mit meinem Leben aufhören.“

Dann verſicherte er mich aufs heiligſte, daß ich in wenigen Wochen bei ſeiner Mutter als Geſellſchafterinn angenommen werden würde; er ſagte, daß die Baroninn, ſeine Schweſter, ſehr für mich eingenommen ſei; er lobte meinen Anſtand, meine natürliche Grazie, meine Naivetät, und ſchwur mir ewige Treue und Beſtändigkeit, ſelbſt wenn ſeine Familie ihn zwingen ſollte, eine conventionelle Verbindung einzugehen.

Ich antwortete ihm, daß ſeine Freundſchaft mir genüge, daß ich wohl fühle, in welche gefahrvolle Lage ich durch ihn verſetzt ſei, daß ich aber Alles von ihm, dem mein ganzes Leben gewidmet ſei, erwarte.

Was mir groſze Freude machte, war die Erlaubniß, meine Mannskleider ablegen und mich nach meinem Gefallen kleiden zu dürfen. „Einen kleinen niedlichen Knaben verlaß' ich,“ ſagte

er, mich umarmend, als er wegging; „aber ein ſchönes Mädchen, mein Mädchen, werd' ich wieder finden."

Kaum war er fort, als ich Albertinen rief, und in größter Eile Gebrauch von der erhaltenen Erlaubniß machte. Ich warf den aufgedrungenen verhaßten Anzug von mir, machte meine Toilette mit einem Vergnügen, wie noch nie, und — ich geſtehe es — mit einer Coquetterie, als hätte ſie einer glänzenden Vorſtellung bei Hofe, oder einem großen Balle gegolten.

Der Erſte, der mich nach meiner Verwandlung ſah, war der Förſter Harteber. Er klopfte, nach ſeiner Gewohnheit, ehrfurchtsvoll an meine Thür. „Herein!" rief ich.

Eben ſtand ich an der weißen Commode vor dem Spiegel, als der gute Mann die Thür öffnete. Er traute ſeinen Augen nicht, trat zurück, trat wieder vor, ſah um ſich her, hielt die Hand über die Augen, und geberdete ſich, als erblickte er eine Erſcheinung aus dem Gei=

ſterreiche. „Herr Jeſu!“ rief er, und ſchlug ſeine Hände zuſammen.

Seine Blicke, die erſt auf mich geheftet waren, fielen nun wieder in alle Ecken des Zimmers, und ſuchten vergeblich den kleinen jungen Menſchen, an deſſen Stelle das geputzte Frauenzimmer getreten war. Endlich fand er die Sprache wieder, um ſein Erſtaunen auszudrücken. „Ach! Mosje Paul,“ ſagte er, „iſt's möglich? Mein Gott, mein Gott!“ — Ich fühlte bald den Sinn dieſes Ausrufs. Mitten in meinen frohen Empfindungen dadurch unterbrochen, bemächtigte ſich meiner ein namenloſes Gefühl von Wehmuth über den Zuſtand, in welchen ich verſetzt war. Ein Strom von Thränen entſtürzte meinen Augen, und Hartetber, mit ſichtbaren Zeichen von Mitleid und Rührung, entfernte ſich wieder mit einer Verbeugung, zog die Thür leiſe hinter ſich zu, und wiederholte beim Hinuntergehen ſein „ach Gott“ ſo oft, daß ich das letzte noch unter meinem Fenſter ihn ausſtoßen hörte.

Die zutraulichen Bauermädchen waren nicht weniger erſtaunt, als er. Sie kreiſchten laut auf, als, ſtatt des jungen Menſchen, ein Frauenzimmer ihnen entgegentrat. Alle Bemühung, ſie mir zu erhalten, alle Zeichen von Freundſchaft, die ich ihnen gab, alle freundlichen Blicke waren vergebens. Der Jüngling war ihnen lieber, die wohlgeputzte Dame ſetzte ſie in Verlegenheit und Schrecken, ſie flohen und ſind nicht wiedergekommen.

Ach, ſelbſt meine verliebte Pamela hat mich verlaſſen! Meine einzige Zerſtreuung iſt mit meinem männlichen Anzuge dahin. Adieu!

Deine

Pauline.

Pauline an Stephanie.

Schloß im Walde, den 21. Juli 1808.

Bin ich nun doch nicht ſo ganz glücklich, als ich dachte? Iſt der kurze ſchöne Traum ſo bald verſchwunden? Habe ich mich wirklich in dem Herzen meines Ernſt geirrt? Gütiger Himmel, welche Auftritte mußte ich erleben! Ach, Schweſter, liebe Schweſter, könnte ich ungeſchehen machen, was nicht mehr zu ändern iſt! Könnte ich in Deine Arme, an den Buſen meiner Mutter wieder zurückkehren!

Verlaſſen von aller Welt bin ich hier wieder ganz allein mit Albertine, die aus Unmuth und Langweile mehr Thränen vergießt, als ich, und muß nun die traurige Erfahrung machen, daß der Graf ſchrecklich eiferſüchtig werden kann.

Mein Unglück wollte, daß ich eines Abends, da ich in den engen Gränzen, die er mir angewieſen hatte, einſam ſpatzieren ging, an den

Abhang eines der Berge, welche ich nicht überſchreiten ſollte, gerieth, dort einen falſchen Tritt that und fiel. Unaufhaltſam rollte oder rutſchte ich den Berg hinunter, und blieb bewußtlos am Ende deſſelben liegen. Der Hut war mir vom Kopfe gefallen, meine Stirn ſchlug heftig an einen Stein, ich wurde leicht verwundet und blutete. Einige Herren, die eben in der Gegend luſtwandelten, fanden mich ſo, hoben mich auf, und behandelten mich mit Zartheit und Sorgfalt.

Eben öffnete ich die Augen wieder, als ich die Stimme des Grafen hörte, deſſen zorniges Ausſehen das Blut in meinen Adern erſtarren machte. Die fremden Herren fragten mich vielerlei: „Wer ſind Sie, Mademoiſelle? Wo kommen Sie her? Wie kommen Sie ſo allein in dieſe Gegend? Sie haben doch ſonſt keinen Schaden genommen? Darf ich Ihnen engliſches Pflaſter anbieten?“ — Aber ich war ſo erſchrocken und betäubt, daß ich auf keine dieſer Fragen eine Antwort hatte. Ich ſeufzte, ich wein=

te, ich flehte: „Laſſen Sie mich, ach, laſſen Sie mich, meine Herren!“ Aber des Grafen Donnerſtimme überhob mich auch der Mühe, noch mehr zu ſagen.

Er befahl mir in einem barſchen Tone, ſogleich nach Hauſe zu gehen. Die Herren ſahen einander an, und warfen mitleidige Blicke auf mich. Ich gehorchte weinend, und hörte hinter mir die Worte: „Das arme Kind!“

Dies war die ſchmerzlichſte, die kränkendſte, die unverdienteſte Behandlung, die mir von ihm widerfahren konnte! Ich bin ihm aus meinem ſchönen Vaterlande gefolgt; habe mich, ihm zu gefallen, in die traurigſte Einſamkeit zurückgezogen; habe Langeweile und alle Uebel, die von einer Lage, wie die meinige, unzertrennlich ſind, erduldet, ohne zu murren, und bei der Überzeugung, daß ſeinen Verſprechungen nicht zu trauen ſei, ihn nie mit Vorwürfen deswegen beläſtiget; ſondern noch überdies aus Herzensgrunde mir die Mühe gegeben, ihn bei mir deshalb zu entſchuldigen, und nun doch eine ſolche

Beſchimpfung! O Ernſt, o meine Schweſter, o meine Mutter, wie tief fühlte ich in dieſem Betragen die Strafe für meinen Leichtſinn!

Ach, einige harte Worte von ihm thaten mir weher, als Alles, was ich bisher ſchon erduldet hatte. Sie trafen meine zarteſten und innigſten Gefühle, die für ihn in meiner Bruſt lebten, und vernichteten den Muth zum Tragen und Dulden, den ich durch gränzenloſe Ergebung, gleichſam als ſelbſtaufgelegte Sühne für mein Vergehen, in mir befeſtiget hatte.

Heiße Thränen und lautes Weinen vermogten nicht, mir Luft zu ſchaffen. Der folgende Morgen fand mich noch ohne Schlaf auf dem Canapee. Die ſchönen Tage meiner glücklichen Kindheit, die, ach! ſo früh verſchwunden ſind; die Liebe meiner guten Mutter; das ſchuldloſe Bewußtſein, das vor wenigen Monaten noch mich mit einer unerſchöpflichen Heiterkeit erfüllte, traten in der ſchlafloſen Nacht lebendig vor meine Seele. Ich verglich die Vergangenheit mit

der Gegenwart, ich legte gegen das, was ich geopfert hatte, den Dank, den ich dafür empfing, den Zuſtand, in dem ich mich befand, in die Wagſchaale! Ach, Stephanie, haſt Du recht gethan, daß Du das harmloſe Kind dem fremden Verführer überließeſt.

Er kam, als ich noch in Thränen gebadet auf dem Canapee lag. Meine Augen waren vom vielen Weinen roth und aufgelaufen, meine Wangen geſchwollen, an meiner Stirne klebte noch das Blut von geſtern! Dieſer Anblick ergriff ihn. „Pauline,“ ſagte er, „wie finde ich Dich? Sollten meine geſtrigen harten Worte eine ſo heftige Wirkung auf Dich hervorbringen? Liebe Kleine, beruhige Dich. Ich durfte durch weitere Erörterungen das Verhältniß nicht ahnen laſſen, in welchem wir mit einandern ſtehen. Willſt Du, ſo machen wir heute eine kleine Reiſe nach K. Meine zweite Schweſter, die Gräfin C..n, iſt bei meiner Mutter zum Beſuch, ich habe ihr von Dir erzählt, ſie wünſcht, Dich kennen zu lernen. Harteber ſoll

Dich hinfahren; eine ſolche Zerſtreuung wird Dir wohlthun.“

Ich erwiederte nichts, als, „o ja, wenn Sie befehlen,“ trocknete und wuſch meine Augen und das Blut von meiner Stirne, machte ihm auch nicht den kleinſten Vorwurf, und glaubte ſo, für ſeine Härte ihn zu beſchämen, und ſeine Reue zu erwecken. Aber er blieb ungerührt, und mit keinem Worte erwähnte er des Vorfalls weiter.

Am folgenden Tage fuhr mich Harteber wirklich nach K. Ich wurde in den gräflichen Palaſt geholt. Ernſt's jüngere Schweſter empfing mich mit vieler Güte und Herablaſſung, wie die ältere, ich blieb auch die Nacht dort, und brachte wirklich einige Tage ziemlich angenehm in K. zu.

Ach, noch einmal, theure Stephanie, ſtieg ein Hoffnungsfunken in mir auf. So viele Liebe und Güte der beiden Schweſtern meines Ernſt mußten ihn in mir erwecken. Ja, ich kam, neu überzeugt, daß ſeine Verſprechungen

doch noch mit der Zeit erfüllt werden würden, fröhlich und heiter nach meinem Waldſchloſſe zurück.

Aber leider ſollte ich hier bald neue Prüfungen erfahren.

Auf einem andern Spaziergange begegneten mir mehrere Herren, welche in Jagdkleidern, von Hunden begleitet, in den Wald ritten. Ich wich ihnen ſo ſchnell aus, als ich konnte; aber ich mußte dennoch das Unglück gehabt haben, von ihnen bemerkt zu werden, denn wenige Tage nach meiner Zurückkunft von K. trat frühmorgens um ſieben Uhr einer derſelben in mein Zimmer, als ich eben das Bette verlaſſen und kaum Zeit gehabt hatte, einen Mantel umzuwerfen. Es war ein großer junger Mann mit liſtigem Blicke, hoher offener Stirn, friſchen rothen Wangen, der mit einem, mir höchſt widrigen, Lächeln auf mich zuging. Er trug einen feinen dunkelblauen Ueberrock, eine weiße, vorn offene Weſte, unter welcher ſich ein breiter ſchneeweißer Buſenſtreif hervordrängte,

an dem oben eine mit Brillanten beſetzte Tuchnadel prangte. Goldene Spornen waren an ſeinen Stiefeln feſtgeſchroben, und eine kleine Reitpeitſche hielt er in der Hand.

„Mademoiſelle," ſagte er, „werden Sie einem Manne, der Sie zugleich bedauert und verehrt, verzeihen, wenn er Sie beſucht, um Ihnen ſeine Hülfe anzubieten, im Fall Ihnen hier irgend Etwas unangenehm ſein ſollte."

Schaam über den ſeltſamen Aufzug, in welchem ich gezwungen war mich ſehen zu laſſen, und Verdruß über die Zudringlichkeit des Beſuches brachten mich faſt ganz aus der Faſſung. „Mein Herr," erwiederte ich unwillig, „wer ſind Sie?"

„Sollte die kleine niedliche Pauline den Grafen Gotthold, den Bruder ihres Geliebten, nicht kennen?" antwortete er mit der unangenehmſten Freundlichkeit. „Liebes Mädchen, wie ſehr habe ich Sie bedauert, in die Hände des leichtſinnigen Menſchen gefallen zu ſein! Sie werden ſehen, wie er Ihre Liebe belohnt. Iſt

es auch recht, ein ſo ſchönes, liebenswürdiges Kind in ſo ein altes verfallenes Gemäuer, das ſeit hundert Jahren ſchon den Eulen und Sperlingen zur Wohnung dient, zu vergraben? — Mein allerliebſtes Mädchen, Ihre Schönheit bezaubert mich, erlauben Sie mir ein einziges Mal, dieſes liebe kleine ſammtene Händchen zu küſſen, und Sie ſollen keine Urſache finden, ſich über mich zu beklagen.“

Bei dieſen Worten ergriff er meine Hand, um ſie an ſeinen Mund zu führen.

Jetzt erſt ließ mich mein Erſtaunen Worte finden. „Herr Graf,“ ſagte ich zurücktretend, „was giebt Ihnen ein Recht, ſich in fremde Angelegenheiten zu miſchen, oder mir Hülfe aufzudringen, die ich nie begehrt habe? Verſchonen Sie mich mit Ihren Anerbietungen, ich bedarf ihrer nicht; und beehren Sie mich künftig nur in Geſellſchaft Ihres Herrn Bruders, wenn ich edle Abſichten bei Ihnen vermuthen ſoll.“

„Ei, ſieh doch, kleine Spröde,“ rief er,

„ſind Sie immer ſo unerbittlich?“ Dann umfaßte er mich mit der linken Hand, indem er den rechten Arm um meinen entblößten Nacken ſchlang.

Ich ſuchte, mich ihm aus allen Kräften zu entziehen, aber bei dieſer Bemühung entfiel der Mantel meinen Schultern; ich war im ſtrengſten Negligee, und hatte dem Grafen nur noch mehr Vortheile über mich gegeben, die er ſchnell zu benutzen ſuchte.

„Laſſen Sie mich, laſſen Sie mich!“ ſchrie ich, ſo laut ich konnte, „ich bin nicht, wofür Sie mich halten, ich werde Alles Ihrem Bruder erzählen.“

Statt aller Antwort fiel er auf ein Kniee nieder, hielt mich feſt bei der Hand, und rief in bittendem Tone: „Ich laſſe Sie nicht, wenn Sie mir nicht ein gütiges Wort ſagen.“

„Nein, nein, nein!“ ſchrie ich aus Leibeskräften, und Albertine kreiſchte in unſerm Schlafzimmer, ſo laut ſie konnte, „Hülfe, Hülfe!“ zum Fenſter hinaus.

„Iſt die toll, iſt die unſinnig?“ ſagte er, zornig aufſtehend.

Da flog krachend eine Thür auf. Der Graf ſtürzte wüthend herein. Mit Sturmes Schnelligkeit entwiſchte ihm der treuloſe Bruder. „Ach, Ernſt!“ ſeufzte ich, matt und furchtſam auf ihn zugehend.

„Schlange, Molch, den ich in meinem Buſen ernährte!“ rief er mit glühendem Geſicht und rollenden Augen.

„Ach, mein Ernſt,“ wiederholte ich weinend, „vergieb mir, ich bin unſchuldig!“ und mit bittendem Blicke verſuchte ich, ihn zu umfaſſen.

Da ſchleuderte der Raſende mich von ſich weg; ich fiel weit von ihm auf den Fußboden nieder.

Allmächtiger! das war zu viel! Ich war ſein Weib, ſein treues, ſtill duldendes Weib, und fühlte längſt, daß ich Mutter werden ſollte. Schwarz wurde es mir vor den Augen, alle Sinne ſchwanden, leblos lag ich am Boden.

Ich erwachte in ſeinen Armen. Er ſaß im Sopha, Albertine ſtand weinend neben ihm, und rieb mir die Schläfe mit naſſen Tüchern. „Gütiger Himmel,“ ſeufzte ich, „Du prüfeſt mich hart!“

„Pauline, theure Pauline,“ rief er, „vergieb, ach, vergieb mir Unſinnigem!“ und drückte ſeine Lippen auf meinen Mund.

„Laß mich,“ erwiederte ich, „Barbar, ich trage Dein Kind unter meinem Herzen, und Du haſt uns Beide morden wollen!“

„Mein Kind, mein Kind!!“ ſchrie er mit einem herzdurchdringenden Tone, ließ mich ins Canapee zurückfallen, ſprang auf, ſchlug ſich mit beiden Händen vor die Stirn, lief im Zimmer zweimal auf und ab, fiel dann nieder zu meinen Füßen, ergriff meine Hand, hielt ſie an ſeinen Mund, und ſeufzte mit leiſer Stimme: „Mutter meines Kindes, vergieb mir!“

Da löſete ſich die Eisrinde, die Zorn und empörtes Gefühl um mein Herz gelegt hatten, in Wehmuth auf, die Liebe zu meinem

Verführer brach hervor. „Ernſt,“ wimmerte ich, und eine Thränenfluth machte dem gepreßten Herzen Luft.

„Ich habe ſie wieder,“ rief er, „ich habe ſie wieder! — Meine Pauline, ich will gutmachen, was ich verbrach. Sei verſöhnt, meine Pauline!“

Ein Druck der Hand zeigte ihm, was in mir vorging.

„Gehen Sie, Herr Graf,“ ſagte Albertine, die Thränen von ihren Wangen trocknend, „Ihre Gegenwart tödtet ſie!“

Er ging, und ich hörte noch im Vorzimmer ſeine klagende Stimme.

Ach, meine Schweſter, werde ich dieſen häufigen Wechſel von Freud' und Leid, von Sturm und Sonnenſchein ertragen?!

Fortſetzung.

Acht Tage ſpäter.

Ja, Stephanie, Du Einzige, an deren Herzen ich meine Thränen weinen, und meinen Kummer ausſchütten kann, ich bin ſchwanger! Was ich vor der grauſamen Behandlung des Grafen nur ahnete, das iſt jetzt zur Gewißheit geworden. Ernſt ſchickte mir noch an demſelben Tage einen franzöſiſchen Arzt, der, ich weiß nicht weshalb, ſich in K. aufhält, einen jungen, feinfühlenden, liebenswürdigen Mann, den Doctor Belcour, der meinen Zuſtand unterſuchen ſollte.

Mit welcher Artigkeit und Beſcheidenheit kündigte er ſich bei mir an, wie zart und vorſichtig geſchahen alle ſeine Fragen, wie fein und edel war ſein ganzes Benehmen! Er gewann ſchnell mein Vertrauen, und wiewohl hocherröthend vor Schaam, verhehlte ich ihm nichts von meinem Befinden.

Seine Theilnahme erquickte, ſeine Verſicherung, daß der größere Theil meiner Leiden durch zweckmäßige Mittel bald gehoben werden ſollte, beruhigte mich, und die leiſe Anſpielung, mit welcher er auf meinen körperlichen Zuſtand hindeutete, erſparte mir viel von der Beſchämung, die ich armes hintergangenes Mädchen bei der Entdeckung der Folgen meiner Verirrung empfinden mußte.

Ach, Stephanie, wer wird mir Einſamen die ſchwere Bürde tragen helfen! Nicht die, mein' ich, die die Natur zu tragen gebietet; nein, die auf meinem Herzen, auf meiner Seele, auf meinem Gewiſſen laſtet. Großer Gott! war ich denn noch ſo ſehr Kind, als Ernſt mich kennen lernte, daß ich die Sünde oder ihre Folgen nicht kannte? Warum ließet Ihr mich denn reiſen, ließet mich ziehen ins fremde ferne Land, deſſen Sprache ich nicht einmal verſtand, um dem Verderber meiner Unſchuld mich in die Arme zu werfen? Die Freuden meiner unbefangenen fröhlichen Kindheit habe ich ihm geſchlachtet, und

körperliches Übelbefinden, Herzensangſt, Heimweh und Seelennoth iſt die Vergeltung, die ich dafür empfange. Einſamkeit, Langweile, Reue, Sehnſucht nach Euch, Furcht und Bangigkeit vor der Zukunft laſſen ihre Wuth an mir aus, und machen meinen Zuſtand noch trauriger.

Bald, nachdem Belcour ſich entfernt hatte, kam der Graf wieder. Ich würde dem Kummer unterlegen haben, wenn er nicht in dieſem Augenblicke der Sorgen, die an meinem Herzen nagten, ſeine Betheurungen, ſeine heiligen Verſprechungen verdoppelt hätte.

Er hat mich ſeitdem alle Tage beſucht, und bemühet ſich mehr als je, mir Zerſtreuung zu verſchaffen. Bei einem Feſte, das er in der Gegend meines Waldſchloſſes gab, war ich, als Bauermädchen verkleidet, auf ſein Verlangen, gegenwärtig, und immer findet er Gelegenheit, mir auf eine zarte Weiſe ſeine Aufmerkſamkeit an den Tag zu legen.

Sei es nun, daß ſeine beiden Schweſtern,

gerührt von meinem Schickſale, ihn aufmerkſam darauf gemacht haben, was er mir ſchuldig iſt, oder iſt es der Wunſch, die ſchmähliche Behandlung, die ich von ihm erdulden mußte, wieder gutzumachen; kurz, ſeit meiner Anweſenheit in Deutſchland war er noch nie ſo zärtlich, ſo liebenswürdig, ſo gefällig, ſo freigebig, als jetzt. Seine Unterhaltungen mit mir athmen nur innige Liebe, Anhänglichkeit, Ergebenheit, ja Kummer darüber, daß er der Räuber meiner Unſchuld ſey.

„Pauline,“ ſagte er noch vor wenigen Tagen, als ich mit ihm im Walde ſpatzieren ging, „ich fühle es, was Du mir aufgeopfert haſt, und was ich Dir ſchuldig bin. Ja, ich bin Dein Verführer; ich habe Dich aus den Armen Deiner Mutter und Schweſter geriſſen, ich habe viel Unrecht wieder gutzumachen. Aber an dem, was Du unter Deinem Herzen trägſt, will ich meine Liebe Dir zeigen. Das Glück, das ich Dir raubte, bei Deinem Kinde ſollſt Du es wiederfinden. Ich ſelbſt werde ſeine Erzie-

hung übernehmen, und, was ich habe und was ich vermag, daranwenden, daß dieſem Pfande unſerer Liebe eine glückliche Zukunft bereitet werde, und der Fluch, den ſeine Mutter über ihren Verführer ausſprechen möchte, ſoll ſich in Segenswünſche für den Vater ihres Kindes verwandeln."

Ach, Schweſter, bin ich leichtſinnig, bin ich tadelnswürdig, wenn ich wieder der Hoffnung Raum in meinem Herzen gebe? ꝛc. ꝛc.

Dieſelbe an Dieſelbe.

K., den 20. Aug. 1808.

Nach meinem letzten Briefe ſind beinahe vier Wochen verfloſſen, meine theure Stephanie, ſeit ich nicht Zeit, ach! nicht Raum hatte, Dir von meinen fernern Schickſalen zu erzählen.

In welcher Lage habe ich mich befunden, welche Kränkungen, welche Vernachläſſigung, welche Mißhandlungen erfahren! Ich bin der Spielball des leichtſinnigſten aller Menſchen, der mit den heiligſten Betheurungen gewiſſenlos um ſich wirft, ohne eine einzige davon zu halten, der Gegenſtaud des Haſſes ſeiner Verwandten, die Beute des Mangels und der Verzweiflung. Ach, hätte ich nur Dich zum Troſt in meiner Verlaſſenheit! Albertine verläßt mich, ſie will nicht mehr bei mir bleiben, will meine Leiden, meine Noth nicht mehr theilen, ſie wird Dir dieſen Brief überbringen.

Jetzt bin ich wieder hier in K. in der Nähe

der gräflichen Familie; aber wo war ich vorher?

Auf meinem Waldſchloſſe konnte ich länger nicht ſein; ich war da zu verlaſſen, zu einſam, zu hülflos, wenn irgend ein Unfall bei meinem körperlichen Zuſtande mich getroffen hätte. Der gute Doctor Belcour hatte ſo dringende Vorſtellungen deshalb bei dem Grafen gemacht, daß er darin willigte, mich dort wegzunehmen. Aber wohin? An dem Aufenthaltsorte ſeiner Familie wollte man mich nicht wohnen laſſen, des Aufſehens wegen, wie ich glaube, das mein Leben dort machen konnte.

Ernſt wandte ſich daher an ſeinen Freund, den Baron L. zu A., einem drei Meilen von K. gelegenem Orte, bat ihn, mir zu erlauben, daß ich dort wohnen dürfte, und empfahl mich zugleich ſeinem Schutze.

Sein Kammerdiener Püttel bekam den Auftrag, ein Stübchen für mich zu miethen, und bald empfing ich einen kränkenden Brief von Ernſt's Mutter, dem ein anderer an den Ba-

von L. beigeſchloſſen war, worin ſie mir die genommenen Maaßregeln anzeigte.

Nun trat ich in der ſchrecklichen Geſellſchaft jenes Püttels meine Reiſe an. Welch ein Menſch war mir in ihm zum Begleiter gegeben! Er iſt einer von denen, die man als Carricatur zeichnen könnte. Ein Geſicht faſt ohne Augen, das auf den erſten Blick nur aus einer Naſe zu beſtehen ſcheint; langherabfallende Haare, deren dichte, feuerrothe Locken die Schultern bedecken; ein unermeßlicher Mund, der quer durchs Geſicht eine lange horizontale Linie zieht; Backen, wie Kürbißflaſchen, dabei ein unverhältnißmäßig ſchmächtiger Körper, der auf ſpindelförmigen Beinen ruhet, waren nicht geeignet, den Geſchäftsträger meines Ernſt ein intereſſantes Anſehen zu geben. Unglücklicher Weiſe bemühete ſich Herr Püttel auch nicht, der Mißgeſtalt, zu der ihn die Natur erſchaffen hatte, durch die Kunſt etwas zu Hülfe zu kommen. Eine ſeltene Unreinlichkeit im Geſicht, in der Wäſche und Kleidung zeichnete ihn aus, und es iſt mir unbegreiflich,

wie der Graf ein ſolches Subject um ſich leiden, ja ihm wichtige Aufträge anvertrauen kann.

Gütiger Himmel, in welche Wohnung führte mich dieſer Menſch! Es war faſt das ſchlechteſte Haus in dem elenden Neſte, das zwiſchen Bergen tief verſteckt liegt. Der Beſitzer ſelbſt wohnte nicht darin, ſondern draußen, in einem prächtigen Schloſſe, das gegen die Erbärmlichkeit der Hütten im Dorfe ſelbſt gewaltig abſticht.

Unten in dem Hauſe, das mich aufnahm, wohnte eine Leineweber-Familie, in welcher acht oder zehn Kinder einen entſetzlichen Lärm machten; oben in dem einen Zimmer eine alte Frau, die ſich damit beſchäftigte, Töpfe zu binden; dieſem gegenüber war ein räuchriges Stübchen, das für mich und Albertinen beſtimmt war.

Kalter Schauder überfiel uns Beide, als Püttel die Thür öffnete. Modergeruch ſchlug uns entgegen, und das Tageslicht fehlte faſt in dem, nur von einem einzigen Fenſterchen mit kleinen ſchmutzigen Scheiben erhellten, Loche,

das man mit dem Namen einer Stube be=
ehrte.

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr mir, und die Frage „ſoll ich hier wirklich wohnen?“ ſetzte meinen Begleiter in einige Verlegenheit. Er entſchuldigte ſich, daß in der Eile keine beſſere Wohnung zu finden geweſen; die kleine kohl=ſchwarze Topfbinderinn aber erſchien ſogleich, uns ihre Freundſchaft und ihre Dienſte anzubieten.

Ein Thränenſtrom ſtürzte über meine Wan=gen; aber was war zu machen? Püttel ließ meinen Kaffee heraufſchaffen, befahl, unter ſei=ner Aufſicht ein Bett für zwei Perſonen, einen Tiſch und vier Stühle, die uns nachgefahren waren, aufzuſtellen, überließ mich meinem Schickſal, und fuhr davon.

Bald fehlten mir die erſten Lebensbedürf=niſſe, ohne daß von Seiten meines Verführers das Geringſte für mich geſchehen wäre. Meine Noth und Verlegenheit war dringend, Thränen und Wehmuth halfen zu nichts. Noch hatte ich den Brief der Gräfinn Mutter an den Baron

v. L., und entſchloß mich, ihn ſelbſt zu überbringen.

„Gnädiger Herr,“ ſagte ich mit Thränen in den Augen, nachdem der Baron ihn geleſen hatte, „was auch die Frau Grafinn Ihnen ſchreiben mag, es iſt mir unmöglich, in dem elenden Dorfe und in der elenden Wohnung länger zu leben. Der Herr Graf hat mich als ein unerfahrenes Kind nach Deutſchland gezogen, hat mich von Vaterland, Freunden, Eltern und Geſchwiſtern getrennt unter glänzenden Verſprechungen, hat mich um das Glück meiner Jugend betrogen, und läßt mich jetzt, wie eine Verjagte, an einem fremden Orte, unter unbekannten ſchrecklichen Menſchen, deren Sprache ich nicht verſtehe, ausſetzen, ohne Geld, ohne Troſt, ohne Brod, ohne irgend ein Mittel mich zu unterhalten; und — ach, richten Sie nicht zu ſtrenge, gnädiger Herr — ich trage ein Pfand der Liebe, die er mir ſchwur, unter meinem Herzen!“

Der wackere Mann wurde gerührt von mei-

nen Leiden; aber er hielt mir eine lange frei-müthige Rede.

„Mademoiſelle,“ ſagte er, „ich wußte das Schickſal, das Ihnen bevorſtand, lange vorher, ehe ich ſie perſönlich kannte. Schon in Frankreich waren Sie zum Schlachtopfer der Lüſte des Mannes auserſehen, deſſen Leichtſinn und Verbrechen Ihnen dieſe Thränen auspreſſen. Er ſchrieb mir aus Paris von der Eroberung, die er an Ihnen gemacht habe, und den Plan, ſie nach Deutſchland zu bringen. Meine Warnungen waren vergeblich; er hat ſie von jeher verlacht, da wir beide von gleichem Alter und faſt mit einander aufgewachſen ſind.“

„Ich bin ein naher Verwandter der Familie, darum kenne ich die Leute, mit denen Sie zu thun haben, und kann Ihnen Mißtrauen gegen ſie nicht genug empfehlen. Wahrlich, Ihr Schickſal geht mir zu Herzen. Hatten Sie keinen Vater, keine Mutter mehr, die Sie von dem unbeſonnenen Schritte, den Sie thaten,

abhielten, mußten Sie ſo blindlings in Ihr Verderben rennen?"

Ich antwortete mit Schluchzen, und bat ihn, mich wieder nach K. zurückkehren zu laſſen, weil ich hier, ohne alle Unterſtützung, von phyſiſchen und moraliſchen Leiden zugleich gedrückt, umkommen müſſe.

Er rieth mir, zu bleiben und abzuwarten, was geſchehen würde, aber ich ſtellte ihm die Unmöglichkeit und den beklagenswerthen Zuſtand meiner Geſundheit vor, und es glückte mir, ihn zu überzeugen. Mit ſeinen Pferden, in ſeinem Wagen fuhr ich nach K. zurück, und begab mich ohne Umſtände in meine erſte Wohnung.

Ein Briefchen benachrichtigte den Grafen von meiner Zurückkunft! Aber, o Schweſter, theure Schweſter, wirſt Du es glauben? Er nahm keine Rückſicht weder auf die traurige Lage, der ich entflohen war, noch auf meine Geſundheit, noch auf das Leben, das ich unter meinem Herzen trug.

Ein Brief von ihm machte mir die bitterſten Vorwürfe, und befahl mir, auf meiner Stube zu bleiben. Aber ich kehrte mich nicht daran, ſondern lief, troſtlos wie ich war, in den gräflichen Palaſt, wo ich Mutter und Sohn in einem Zimmer fand.

Einen neuen Sturm hatte ich hier zu beſtehen.

Mit grämlichen Geſicht und barſchem Ton fragte mich die Gräfinn, was ich wollte, und wo ich herkäme?

„Gnädigſte Gräfinn,“ antwortete ich mit niedergeſchlagenen und verweinten Augen, „gewiß nur die größte Noth konnte mich zwingen, aus der mir angewieſenen Grabeshöhle in A. zu entweichen, um Ihnen hier beſchwerlich zu fallen. Sie wiſſen, in welche Lage ich durch den Herrn Grafen verſetzt bin, und desungeachtet iſt der Kammerdiener Püttel aus A. weggefahren, ohne mir das Geringſte zu meinem Unterhalte zurückzulaſſen. Sollte ich mit dem Kinde Ihres Sohnes Hungers ſterben an dem fremden

Orte? Iſt das Ihr und ſein Wille, gnädigſte Frau?

„War es nöthig, deshalb zum Spectakel aller Welt durch die Stadt hieherzulaufen?“ erwiederte ſie, hochroth vor Zorn. „Werden die Tragikomödien noch nicht aufhören? Glaubt denn das Dirnchen, daß ich meinem Sohne dergleichen Poſſen noch länger verſtatten werde?“

Durch dieſe Worte wurde der Stolz des Grafen ſichtlich beleidiget. Er fuhr ſeine Mutter heftig an, und, während ich in einer Fenſterniſche auf den Knieen liegend, laut ſchluchzend, Gott um Erbarmen anflehete, und mich in Thränen badete, hatten Mutter und Sohn eine lebhafte Unterredung, von der ich nur abgebrochene Worte hörte.

Indeſſen ſchien das Reſultat mir günſtig zu ſein, denn die Gräfinn ſah ein, daß ſie durch Heftigkeit ihren Sohn zum Zorne reizte, und mir unnützer Weiſe wehethat. Sie änderte daher alsbald ihren Ton, kam zu mir, hob

mich auf, drückte mich auf einen Stuhl, und trocknete meine Thränen mit eignen Händen.

O, meine Stephanie, wie glücklich ſind die in Paläſten gebornen Großen, daß ſie eine ſolche Gewalt über ſich ſelbſt haben, und über ihre Leidenſchaften, ihren Zorn, ihre Stimme und ihre Geſichtszüge nach Gefallen gebieten können!

Die Gräfinn war nicht mehr dieſelbe. Sanft, herablaſſend, freundlich ſetzte ſie ſich neben mich, und ſuchte, mir Muth einzuſprechen.

„Nun, und was wünſchen Sie eigentlich, liebe Kleine?" ſagte ſie darauf, „welche Abſicht haben Sie, die Sie durch Ihre Entweichung von A. zu erreichen denken?"

„Gnädigſte Frau," erwiederte ich, „ich habe gar keine Abſicht, und weiß nicht, welche Sie bei mir vermuthen, oder fürchten! Sie kennen ja die unglückliche Urſache, welche mich in Ihrer Nähe zurückhält, und wiſſen auch, wer mich hiehergezogen hat. Meine Gegenwart hier iſt wahrlich ganz unfreiwillig. Wenn

Sie indeſſen glauben, daß ſie dem Grafen, Ihrem Herrn Sohne, Schaden bringen könnte, ſo bin ich bereit, abzureiſen und dahin zu gehen, wohin Sie befehlen. Uebrigens aber verlaſſe ich mich ganz auf den Grafen; denn ich halte ihn zu ſehr für einen Ehrenmann!"

„O ganz gewiß, Mademoiſelle," entgegnete ſie mit einer ſauerſüßen Freundlichkeit, „ganz gewiß. Für Ihre Zukunft ſoll geſorgt werden, darauf können Sie rechnen. Aber aus einer Heirath, wenn Sie daran vielleicht denken, wird nimmermehr etwas werden."

Ach, dieſe Worte waren ſo demüthigend, ſo hart, und ließen mich meine Erniedrigung ſo tief fühlen, daß ich die Empfindungen, die mich beſtürmten, nicht unterdrücken konnte; ich fing von neuem an, bitterlich zu weinen.

„Weinen Sie nicht, liebe Kleine," fuhr ſie fort, „es ſoll Ihnen an nichts fehlen. Wirklich, Sie ſind ſehr hübſch. Rücken Sie doch näher zu mir, ich habe Sie recht liebgewonnen! Wahrhaftig, Ernſt, ſie iſt ganz allerliebſt! —

Sie armes Kind, Sie ſind heute außer ſich, Sie ſind nicht im Stande zu ſprechen. Tröſten Sie ſich, beruhigen Sie ſich! Morgen will ich Sie wiederſehen. Püttel ſoll Sie holen, und ich bin überzeugt, daß wir noch ſehr gute Freunde werden."

Ich machte eine Verbeugung, und entfernte mich mit einem ſo heftigen Schwindel, daß ich jeden Augenblick fürchtete, ohnmächtig niederzuſinken.

Nachſchrift.

Den 22. Aug.

Der Graf iſt bei mir geweſen. Er kam noch am Abend deſſelben Tages, als ich das Schloß verlaſſen hatte. Wie waren ſeine Reden ſo verſchieden von den Geſinnungen, die ſein Brief ausſprach!

„Du haſt meine Mutter entzückt," ſagte

er, „Du liebliches, beſcheidenes Mädchen mit Deiner Anſpruchloſigkeit. Sagte ich es Dir nicht, daß es unmöglich ſei, Dich zu ſehen und mit Dir zu ſprechen, ohne von Deiner Liebenswürdigkeit bezaubert zu werden? Meine Mutter will ſelbſt mütterlich für Dich ſorgen, ſie ſelbſt will Dein und mein Kind erziehen, und Du biſt und bleibſt meine liebe, ſüße Pauline."

Ganz berauſcht von ſolchen fröhlichen Verſprechungen, warf ich mich in ſeine Arme, und ein heißer Kuß ſicherte ihm die Verzeihung ſeines harten Briefes zu.

Geſtern ließ mich die Gräfinn holen. Auch bei ihr nichts als Verzeihen und Vergeſſen, nichts als Liebe und Güte, nichts als Bitten, dem Glücke ihres Sohnes nicht hinderlich zu ſein, und dafür Betheurungen, daß für mich und mein Kind auf's beſte geſorgt werden ſolle. Ja, liebe Schweſter, einmal noch will ich der Hoffnung Raum in meinem Herzen geben.

„Pauline," ſprach ſie, indem ſie mit ei-

nem Blicke, der zärtlich und bittend zugleich war, meine rechte Hand ergriff, und ſie länger in der ihrigen feſthielt, Sie könnten meinem Sohne ſehr vielen Nachtheil zufügen; dann aber würde ich Ihnen meinen Schutz entziehen müſſen, und Sie und das Kind, dem Sie Mutter ſein werden, würden dem Elende überlaſſen für immer. Im entgegengeſetzten Falle aber können Sie auf mich rechnen. Ich will Ihnen Schutz, Rath, Beiſtand und Verſorgerinn ſein, und Ihr Loos ſichern auch nach meinem Tode, nur ſchwören Sie mir, daß Sie die Neigung, die Sie zu Graf Ernſt hinzieht, unterdrücken, und ſich bemühen wollen, ihn von ſich zu entfernen.“

„Gnädigſte Frau,“ ſagte ich gerührt, „Sie fordern mein Leben von mir.“

„Ja, mein Kind,“ fuhr Sie etwas lebhafter fort, „Sie müſſen ſich zu dieſem Opfer entſchließen, Sie müſſen der Sache mit Ehren ein Ende machen, und auf den Weg der Tugend zurückkehren. Umarmen Sie mich, meine

gute Pauline, meine Tochter, und verſprechen Sie mir — —"

„Ja, ja," ſchluchzte ich, „ich verſpreche Alles, was Sie wollen, gnädige Frau, ich bringe mein Leben ſelbſt zum Opfer, wenn Sie es fordern."

„Nicht das, nein, nicht das, mein Kind," ſagte ſie, einen Kuß auf meine von Thränen der Rührung benetzte Wange drückend, „nichts ſollen Sie opfern, als eine thörichte, unbeſonnene Liebe, die Sie am Ende unglücklich machen und meinem Sohne, deſſen Glück Sie gewiß wollen, nur Schaden bringen kann."

Ich ſank zu ihren Füßen nieder, ich küßte ihre Hand, ich unterwarf mich ganz ihrem Willen und ihren Verfügungen.

Durft' ich auch Mißtrauen ſetzen in eine Frau, die in einem ſo mütterlichen Tone zu mir ſpricht?

Den 10. Sept.

Albertinens Rückreiſe hat Hinderniſſe gefunden; ſie wird erſt in den nächſten Tagen Statt finden, darum darf ich es mir nicht verſagen, mich noch einige Augenblicke mit Dir zu unterhalten. Du verſprichſt mir in Deinem letzten Briefe, den ich erſt geſtern erhielt, zu mir zu kommen, weil Dir mein Schickſal ſchwere Sorgen verurſache, und klagſt Dich als deſſen Urſache an. Ich danke Dir herzlich für Deine Liebe und für das Opfer, das Du durch die weite Reiſe mir bringen willſt. Auch habe ich der Gräfinn davon geſagt, und ſie lobt Deinen Entſchluß, den ſie einen Beweis von recht ſchweſterlicher Liebe nennt.

Ja, ich kann Dir nicht beſchreiben, mit welcher innigen Sehnſucht ich Deiner Ankunft entgegenſehe!

Aber, Stephanie, Du ſiehſt aus den letzten Blättern dieſes Briefes, daß ich nicht mehr ſo unglücklich bin, als ich war.

Die Gräſinn behandelt mich fortwährend ſehr gnädig, und geht mit mir auf eine recht vertrauliche Art um.

„Pauline,“ ſagte ſie neulich, „wie reizend ſind Sie gewachſen! Wie ſchön ſteht Ihnen das Kleid, das Sie tragen! Es kleidet Sie außerordentlich gut! — Glauben Sie wohl, liebes Mädchen, daß ich in meinem Alter auch ein ſolches Kleid tragen könnte?“

„Ganz gewiß, gnädige Gräſinn!“ ſagte ich.

„Wollen Sie mir das ihrige auf ein paar Tage leihen?“ ſetzte ſie ſehr freundlich hinzu, „ſo ſoll es meine Kammerfrau morgen abholen.“

„Siehſt Du, Schweſter, auf einen ſolchen Fuß ſtehe ich in K. mit der Mutter meines Ernſt's, den ich übrigens nicht mehr lieben ſoll. Glaube nicht, daß mich das ſtolz macht. Die Freude, einer Gräſinn Gnade zu beſitzen, kann mein Herz nicht umändern. Ich hoffe jetzt viel; aber die Hoffnung macht mich nicht übermüthig.

Leider wird die Gräſinn mit ihrem Sohne

am Ende dieſes Monats verreiſen, und den Winter in Berlin zubringen. Wie einſam werde ich dann wieder ſein. Gott ſei Dank, daß ich Dich hier ſehen ſoll! Komm nur gewiß und bald, und umarme Deine

Pauline.

Die Gräfinn v. K. an Pauline.

Am 27. Oct. 1808.

Adieu, meine gute Pauline, ich reiſe, ohne Abſchied von Ihnen zu nehmen, um mir den Kummer zu erſparen, Sie noch einmal in dem Zuſtande zu ſehen, den der unverantwortliche Leichtſinn meines Sohnes verſchuldet hat. Gott weiß, was mein Herz bei dieſem Gedanken leidet. Er wird nun eine lange Zeit fern von Ihnen ſein. Wenden Sie dieſe an, ihn vergeſſen zu lernen, und bitten Sie Gott, Ihnen die Verirrungen Ihrer frühen Jugend zu vergeben, und ſuchen Sie, auf den Weg der Tugend zu=

rückzukehren, ſo werden Sie die Ruhe der Seele wiederfinden, die der Uebertreter der göttlichen Gebote jedesmal verliert.

Es iſt mir ſehr lieb, daß Ihre Schweſter ſich entſchloſſen hat, zu Ihnen zu kommen. An ihr werden Sie Geſellſchaft, und Beiſtand in der ſchweren Stunde haben, die Ihnen bevorſteht. Möchten Sie mir, der gekränkten Mutter, den Gefallen thun, dieſe Gegend zu verlaſſen, um an einem fernen Orte Ihre Niederkunft zu erwarten!

Das darf Sie aber keinesweges abhalten, mir recht fleißig zu ſchreiben, und von allem, was Sie betrifft, mir Nachricht zu geben. Es wird mich immer gar ſehr intereſſiren, und mich in den Stand ſetzen, ſobald es Noth thut, für Sie zu ſorgen, denn des Lebens wegen, das Sie unter Ihrem Herzen tragen, betrachte ich Sie immer als meine liebe Tochter, die zwar die Unſchuld verloren hat, von der aber dennoch die Tugend nicht gewichen iſt.

Die verwittw. Gräfinn v. K.

Graf Ernſt an Pauline.

Ich kann im erſten Nachtquartier, das ich auf meiner Reiſe nehme, nicht ſchlafengehen, ohne mich zuvor noch einige Augenblicke mit Dir unterhalten zu haben.

Tag und Nacht ſind meine Gedanken bei Dir. Mag auch meine Mutter mir gebieten, nicht mehr an Dich zu denken; ich kann es nicht, darum muß ich in Gedanken zu Dir zurück, um noch einmal den Abſchied zu wiederholen, und die Küſſe im Geiſte noch einmal zu ſchmecken, die auf meinen Lippen glüheten, als Du in meinen Armen lageſt, und unter tauſend Thränen verſicherteſt, mir entſagen zu wollen. Ja, Mädchen, noch brennt's mir auf der Stelle von wohlthätigem Feuer, wo Dein ſchwarzes Lockenköpfchen an meiner Bruſt ruhete, noch fühle ich den Druck auf meinen Knieen von geſtern her, da Du auf meinem Schooße ſaßeſt, und immer iſt mir's, als wehete der reine

Balſamathem Deines Mundes mir noch heute entgegen, da ich nur ein Traum= und Trugbild umfaſſe.

Denkſt Du denn auch zuweilen an mich, mein theures Mädchen? Gewiß! Du kannſt ja nicht anders. Freilich kannſt Du nur ſelten und mit Vorſicht an mich ſchreiben, denn meine Mutter ſagt mir, Du habeſt mir entſagt; auch könnten Deine Briefe in dieſen Kriegszeiten auf der Poſt eröffnet werden. Aber gieb mir nur von Deinem Wohlſein Nachricht, und ſage mir, daß Du mich liebſt. Mehr verlange ich nicht.

Wo Du Dich auch hinbegeben wirſt, mein Kammerdiener Püttel wird für Deine nöthigen Ausgaben ſorgen. Er bleibt zu Hauſe.

Adieu, meine Theure, erhalte Deine Geſundheit, ſei vernünftig und verſchwiegen.

Ernſt, Graf v. K.

K., den 1. Dec. 1808.

Mein theurer Ernſt!

Erlauben Sie mir immer, Sie noch einmal bei dieſem lieben Namen zu nennen, mit dem ſich die Erinnerung an ſo manche ſüße Augenblicke verbindet! Sie haben mich verlaſſen, in einem Zuſtande verlaſſen, in welchem ich nach meinem, und gewiß auch nach Ihrem Gefühle, die gerechteſten und natürlichſten Anſprüche auf Ihr Bleiben und auf Ihre Beſtändigkeit habe. Sie ſelbſt ſcheinen gerührt von dem Schickſale der armen Pauline, das ſagt mir der herzliche Ton in Ihrem kurzen Briefe, den ich erſt vor wenigen Tagen aus Püttels Händen erhielt. — Aber ich weiß, welche Umſtände Sie hindern, nach Ihrem Gefühle zu handeln, und dieſen ſchreibe ich es zu, wenn Sie, ſchon bei meinem Aufenthalte in dem alten Waldſchloſſe, oft hart gegen mich waren, und bitte Gott, daß die Millionen Thränen, die ich damals ſchon über

den Verführer meiner unerfahrenen Jugend weinte, an jenem Tage nicht auf ſeiner Seele laſten mögen.

Ja, ich entſage Ihnen, Graf Ernſt, ich gebe alle Anſprüche auf Ihre Liebe, wie auf Ihre Hand auf; ich will den Wünſchen Ihrer Familie auf keine Weiſe hinderlich ſein, ich bin ſogar entſchloſſen K. zu verlaſſen, und nach Frankreich zurückzukehren, oder ſonſt irgendwo in Deutſchland zu wohnen; nur kann ich das nicht, ohne daß Sie mein Schickſal feſter beſtimmen, und mich vor Hunger und Nahrungsſorgen ſchützen. Gewiß würde ich auch dies von Ihnen nicht verlangen, wenn Ihr eignes Herz Sie nicht ſchon dazu bewegte, wäre ich außerdem im Stande, dem Weſen, das Ihnen ſein Daſein verdankt, eine Erziehung zu geben, wie Mutterpflicht mir gebietet.

Könnte Ernſt unbärmherzig gegen das arme hülfloſe Geſchöpf ſein, das mir, ſo reuevoll ich auf meine Verirrungen zurückſehe, immer ein theures Unterpfand ſeiner Liebe ſein wird?

Schon jetzt fange ich an, der nöthigſten Bedürfniſſe bei der ſtrengen Jahrszeit zu entbehren. Püttel entſchuldiget ſich bald mit Caſſenmangel, bald mit fehlender Vollmacht. Ich hoffe auf Gott und Sie, mein Ernſt, und meine Achtung für Sie iſt zu groß, als daß ich jetzt ſchon verzagen ſollte.

Ja, ich habe Ihnen entſagt — mein Herz blutet — ich ergebe mich in das unabänderliche Schickſal; aber das Vertrauen zu ihrer Redlichkeit aufgeben, nein, mein Ernſt, das kann ich ſo wenig, als ich die ſüßen Wonneſtunden unſerer Liebe jemals vergeſſen werde.

Pauline.

Der Graf an Pauline.

Berlin, den 10. Dec. 1808.

Ich habe Deinen Brief vom erſten dieſes Monats erhalten, liebe Pauline, und gewiß ich bin Dir recht dankbar dafür. Deine Abſicht, Deutſchland zu verlaſſen, oder doch wenigſtens an einem entfernten Orte zu wohnen, hat meinen ganzen Beifall, und Gott allein weiß, mit wie ſchwerem Herzen ich Dein Verſprechen der Entſagung annehme! Armes Mädchen, es iſt ja nichts vollkommen unter dem Monde! Auch ich ſoll Dir entſagen, ſo will es meine Mutter, ſo will es meine ganze Familie! Ich will es; aber ich will mich auch Deiner annehmen, und für Dich ſorgen, ſo gut ich kann. Laß mich nur wiſſen, wo Du hinzugehen denkſt.

Sorge für Deine Geſundheit, und werde nicht wankend in Deinen guten Vorſätzen. Im Schreiben ſei vorſichtig, denn die Briefe ſind nicht ſicher.

Ernſt, Graf v. K.

Pauline an Stephanie.

Frankfurt am M., den 2. Jan. 1809.

Du wirſt in den Wintermonaten nicht kommen? Du fürchteſt Dich, bei der Kälte eine ſo weite Reiſe anzutreten? Ach, meine gute Schweſter, ich bin allein, und Deines Beiſtandes, Deiner Geſellſchaft ſo ſehr bedürftig! Das neue Jahr iſt erſchienen, unter Muſik, Geſang und Freuden für Tauſende; mir hat es nur Thränen gebracht! Kummer und Sorge begleiten mich auf mein einſames Lager, und die Verzweiflung erwacht mit mir am Morgen!

Wie oft habe ich mich doch von der Hoffnung auf's neue bethören laſſen! Bald waren es die Liebkoſungen und Betheurungen des, der mich unglücklich gemacht hat, bald die gnädigen Worte und die Verſprechungen ſeiner Mutter, die mich Arme täuſchten.

Aber, Stephanie, jetzt ſcheint die Zeit der Hoffnung vorüberzuſein. Der Graf hat ſeine

Abſicht erreicht; Püttel hat mich hieher nach Frankfurt begleitet, ich bin jetzt von ſeinem Wohnorte entfernt, bin hier ohne Freunde, ohne Beiſtand in der Noth, ohne Geld, ohne die Möglichkeit, in der rauhen Jahrszeit mich von hier zu entfernen, und — Ernſt iſt noch in Berlin, und, wie Püttel mir ſagte, ich ſoll bald mehr von ihm hören. Das heißt, er wird ſich verheirathen, und ich Unglückliche, ich werde dann ganz dem Elende Preis gegeben ſein.

So lange ich zu K. war, empfing ich öfters Briefe von dem Grafen und ſeiner Mutter, voll von warmen Verſicherungen, die mich recht tröſteten. Aber kaum iſt ihr Wunſch erreicht, mich durch Bitten und ſchöne Worte aus ihrer Nähe zu entfernen, als ſich alles verändert. Schon bin ich drei Wochen hier, und noch habe ich keine Zeile von Beiden geſehen, ungeachtet ich noch von K. aus dringend um Unterſtützung bat. Doch was liegt an dem Schmerze der armen Pauline, was liegt daran, daß ſie mit Entbehrungen zu kämpfen hat, die in dem Zuſtande, worin ſie

ſich befindet, mörderiſch ſind! Vielleicht umarmt der Urheber meiner Leiden in dieſem Augenblicke die reiche ebenbürtige Braut, die es nicht ahnet, daß ſie vor der Hochzeit ſchon betrogen iſt.

Schweſter, erinnerſt Du Dich, wie ich vor vier Monaten Dein Verſprechen, mich in meiner unglücklichen Lage beſuchen zu wollen, mit Verſicherungen beantwortete, daß ich nicht mehr unglücklich ſei! O, ich Thörinn, hätte ich meine Hoffnungen für mich behalten, vielleicht wäreſt Du hier! Ach, welche Veränderungen in dieſer Zeit! Welche Stürme ſind nicht auf ſo viele Liebkoſungen, auf ſo viele Betheurungen unvergänglicher Liebe, ſo viele Verſicherungen eines beſtändigen Schutzes gefolgt! Jetzt fange ich an, die Augen zu öffnen; alle Verſprechungen und Schmeicheleien dienten nur dazu, mich aus K. zu entfernen, um mich einſam und hülflos hier an dem fremden Orte umkommen zu laſſen.

Mit aufgeregtem Gefühl und voll Bitter=

keit habe ich am Neujahrstage an den Grafen ſowohl, als an ſeine Mutter geſchrieben. Vielleicht hätte ich es in einem andern Tone thun ſollen; aber ich konnte nicht.

Meine theure Schweſter, Gott erhalte Dich und unſere Mutter, damit wir im nächſten Frühjahr uns in Deutſchland ſehen, das ich nicht verlaſſen werde, bis ich meine und meines Kindes Zukunft geſichert weiß.

Pauline.

Pauline an Stephanie.

Frankfurt am M., den 3. März 1809.

Laß mich noch einmal an Deiner treuen Schweſterbruſt mein Herz ausſchütten, theure Stephanie; es iſt der ſüßeſte, es iſt der einzige Troſt, den ich, die Einſame, die Verlaſſene und Verwaiſete, kenne. Siehe, meine Schweſter, ich wohne hier auf einem ſchlechten Stüb-

chen, habe keinen Menſchen, der mir — ſo nahe der entſcheidenden Stunde — irgend eine Bequemlichkeit verſchaffen könnte oder wollte, ein gutes altes Mütterchen ausgenommen, die eine Treppe hoch über mir wohnt. Sie iſt meine Zuflucht, wenn ich etwas bedarf, ſie ſpricht mir Troſt ein, ſie theilt ſelbſt ihren letzten Biſſen mit mir, wenn es an dem Nothwendigſten mangelt. Ihr verdanke ich es, wenn ich noch nicht erdrückt bin unter der ſchweren Laſt der Sorge und Angſt vor der Zukunft.

Du weißt, daß ich dem Grafen geſchrieben habe. Beſtürmt von den Bitten und Drohungen ſeiner Mutter, überwältiget von dem eignen Gefühl der tiefen Erniedrigung, noch länger in einem Verhältniſſe zu ihm zu ſtehen, das durch nichts, als durch die Unerfahrenheit meiner Jugend entſchuldiget werden konnte, überzeugt, daß ich die war, die ſeinem Glücke im Wege ſtand, ohne jemals auf ſeine Beſtändigkeit rechnen zu können, habe ich ſchon von K. aus ihm förmlich entſagt! Entſagt! Wenn Du jemals

liebteſt, ſo wirſt Du fühlen, was das Wort zu bedeuten hat, welchen Kampf, welche Überwindung, welchen Entſchluß es vorausſetzt! — Aber ich habe es über mich vermogt, Stephanie, und er, er dankte mir in einem Briefe, in welchem er mich verſicherte, daß er meine Entſagung annehme mit ſchwerem Herzen, und mir heilig verſprach, für mich zu ſorgen, ſo gut es in ſeinen Kräften ſtehen werde.

Seit der Zeit ſchrieb ich Dir ſchon einmal, und Du weißt daher, daß er mich dennoch in der tiefſten Noth ließ, ohne meiner zu denken, ſobald er erfuhr, daß ich von K. ab- und hierhergereiſet ſei.

Aber auch meine Briefe am Neujahrstage, den ich in Thränen hinbrachte, und die, wie Du ſchon weißt, recht eigentlich mit Bitterkeit gewürzt und vom aufgeregteſten Gefühl in die Feder geſagt waren, wurden von der Mutter mit Drohungen, von dem Sohne mit Verſicherungen ſeiner Liebe und Treue beantwortet, und die Verſprechungen, die ſie enthielten, ſind

bis jeßt nicht weiter erfüllt worden, als daß Graf Gotthold mir durch Püttel hundert Gulden in einem unartigen Briefe verſprach, der mein innerſtes Gefühl empörte, und mich ſo tief kränkte, daß ich in ein hißiges Fieber verfiel.

Ach, Schweſter, was vermögen Hohn und Bitterkeit, womit feindſelig geſinnte Menſchen uns angreifen, wenn ſie zugleich mit den Stacheln der Reue und den Qualen der Angſt vor der Zukunft die ſchon zermalmte Bruſt beſtürmen! —

Ich war unfähig, mich aufrecht zu erhalten, als ich jenen Brief geleſen hatte, meine Glieder zitterten, mein Blut erſtarrte in den Adern, ich ſchwindelte, eine namenloſe Beklemmung ergriff mich, und bewußtlos ſank ich zu Boden. Ach, wäre mein Leiden damit geendet geweſen! Aber es ſollte nicht ſein, ich kam wieder zu mir ſelbſt aus meiner Betäubung, die gute alte Mutter war mir zu Hülfe gekommen, ich lag in meinem Bette, und alle Bilder der Vergangenheit gin-

gen im Augenblicke des Erwachens an meinem Geiſte vorüber! Ich ſahe den Grafen, wie er auf jenem Balle verlangend mir in die Augen blickte, ſah ihn — ach! in jener unſeligen, und doch ſo ſüßen Stunde, die meines Leidens Urſprung war, und gleich darauf fiel mir die Erinnerung an alle den Kummer, den mir ſein Leichtſinn bereitete, und der Gedanke an die Zukunft centnerſchwer auf's Herz, die Qualen der Reue folgten, und ein Strom von Thränen begleitete die Verwünſchungen meiner Thorheit.

Aber nur noch mehr erſchöpften ſolche Ausbrüche meines aufgeregten Gefühls die ſchwachen Kräfte; die Krankheit nahm zu, Fiebergluht durchſtrömte die Glieder, ich phantaſierte unaufhörlich, verſchmähete außer dem Waſſer, das ich in langen Zügen trank, jede Nahrung, und — kein Mittel konnte angewandt werden, meine Leiden zu lindern, weil es an Allem fehlte. O, nie werde ich es dem guten Mütterchen vergeſſen, das unermüdet, oft mit weinenden Augen, an meinem traurigen Lager ſaß! Aber

ihr Mitleid vermochte den Gang der Krankheit nicht aufzuhalten. Das Fieber kam immer häufiger wieder, und wurde endlich zur völligen Abweſenheit des Geiſtes.

In einem Augenblicke, da die gute Mutter mich verlaſſen hatte, ſpringe ich auf, hülle mich in mein Betttuch, und ſtürze wie wahnſinnig die Treppe hinunter vor die Hausthür. Gott weiß, wohin ich gelaufen wäre, hätten mich nicht zwei kräftige Arme auf offener Straße feſtgehalten. Ich falle nieder auf die Kniee, und rufe unter heißen Thränen: „Allmächtiger Gott! Ernſt, biſt Du es? Ernſt, bringe mich nicht um! Ernſt, morde Dein Kind nicht!“ — Mit Gewalt werde ich ins Haus, ins Bett zurückgebracht. Meine Vernunft kehrt zurück, vor meinem Lager erblicke ich das gute Mütterchen, das mir nachgefolgt war, und — ach, meine Stephanie, den beſten, den edelſten aller Menſchen, den Doctor Belcour, der ſchon im Waldſchloſſe einmal mein Arzt geweſen war.

„Sie hier?“ ſagte ich mit ſchwacher Stim-

me, „in welchem Zuſtande Sie mich auch mögen geſehen haben, verdammen Sie mich nicht; ich bin das Opfer des Leichtſinns, aber bald werde ich ausgerungen haben.“

„Nein, Mamſell,“ erwiederte er, „Sie ſollen leben und glücklicher ſein, als bisher. Ich habe Ihnen zweckmäßige Mittel verſchrieben, und werde auch für das, was ſonſt nöthig iſt, ſorgen.“

„Ich bin arm,“ ſeufzte ich, „lieber Herr Doctor, ganz arm, von allen Hülfsmitteln entblößt.“

„Sein Sie ruhig,“ tröſtete er, „ich kenne Jemand, dem es Vergnügen macht, Ihnen mit ſeinem Überfluſſe zu dienen.“

Bald hierauf entfernte er ſich. Mein Mütterchen ging mit ihm, und kam mit Arzeneien und erquickenden Speiſen zurück, die ſie mir von nun alle Tage bereitete.

Großer Gott!' ich hatte ein menſchliches Herz gefunden. Die Freude kam des Doctors Mitteln zu Hülfe, ich ward ſchnell beſſer, die

ſtärkenden Nahrungsmittel ſtellten bald die Kräfte her — ich bin jeßt geſund, aber Belcour iſt abgereiſ't. Er iſt Officier de santé bei einer franzöſiſchen Brigade, und jeßt eben auf einer Reiſe nach Straßburg begriffen.

Lebe wohl, Schweſter! Gott beſchüße Dich und die Mutter, damit Du bald geſund umarmen mögeſt

Deine

Pauline.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Frankfurt, am 14. März.

Wie ſoll ich doch dieſen Brief anfangen? Wie ſoll ich das Ereigniß Dir melden, Stephanie, deſſen Erwartung mit bangen Sorgen, mit namenloſer Angſt mich quälte, und das mich jetzt, nach überſtandenen ſchweren Kämpfen, mitten unter ſchmerzhaften Entbehrungen mit unnennbar ſüßen Gefühlen erfüllt?

Ja, Stephanie, ich bin Mutter! Ich ſelbſt noch des mütterlichen Raths, des mütterlichen Schutzes ſo ſehr bedürftig, ich bin Mutter eines Sohnes, dem ich am 4. März unter Thränen und Schmerzen das Leben gab.

Noch immer keine Hülfe, nicht einmal ein Brief von ſeinem Vater! O könnte der Leichtſinnige, der im Strudel der Zerſtreuungen ſich umhertreibt, an mein Lager treten, könnte er ſeine verlaſſene Geliebte, die er unter falſchen Vorſpiegelungen aus ihrem Vaterlande ent=

fernte, auf ihrem ſchlechten Zimmer, ohne die nöthigſten Bequemlichkeiten, und ſein Kind mit den ſchönen braunen Locken und dem glänzend dunkelblauen Auge an ihrer Seite, in ihrem Arme, an ihrem Buſen ſehen! Ja, Gefühle des Mitleids und des Erbarmens, alle Liebe und alle Zuneigung zu dem kleinen holden Knäblein, das ihm ſein Daſein verdankt, würden in ſeinem Herzen erwachen, er würde mich und ſein Kind weinend an ſeine Bruſt drücken, und uns nicht hülflos laſſen in dieſem Zuſtande.

Mit einem Herzen von Schaam und Schmerz zerriſſen, und doch mit ſtiller unbeſchreiblicher Wonne ſehe ich auf das liebliche Kind. Es ſollte nicht daſein, aber es iſt nun da; ich bin ſeine Mutter, mich wird es bald anlächeln, nach mir wird es ſeine kleinen Händchen ausſtrecken, die Natur hat es an meinen Buſen gelegt, darf es haſſen, darf ich ſein Daſein verwünſchen, weil es die Frucht eines Fehltritts iſt?

Nein, Schweſter, ich fühle es, das Kind iſt mit demantenen Banden an mich gefeſſelt,

ihm gehört meine ganze Liebe, ihm will ich mein Leben widmen, und — obgleich ſeine Geburt ein beſtändiger Vorwurf für mich iſt und ſein muß — es wird immer mein Troſt in trüben Stunden und meine ſüßeſte Freude ſein, wenn ich es auf meinen Knieen wiegen, und an mein Herz drücken kann.

Ach, wäre nur ſeine Zukunft geſichert! wäre der Graf nur zu bewegen, ſich ſeiner und meiner anzunehmen! Einmal noch will ich an ihn und ſeine Mutter ſchreiben, und ihm alles vorſtellen, was das Herz mir eingiebt. Er wird, er muß mir antworten; bis dahin ſchweige und dulde ich. Wie könnte Ernſt ſeine arme Pauline und ſein ſchuldloſes Söhnchen unter Mangel und Entbehrungen verlaſſen!

O, Stephanie, ich bedarf mütterlicher oder ſchweſterlicher Hülfe! ſoll ich auch nun noch länger allein bleiben?

Pauline.

Pauline an die Gräfinn v. K.

Frankfurt, am 14. März 1809.

Gnädige Frau!

Jetzt iſt der Augenblick gekommen, in welchem ich mehr als je Ihrer Gnade und — o, erlauben Sie mir den Ausdruck, er erfüllt mich mit unnennbar ſüßen Gefühlen und tröſtenden Hoffnungen! — Ihrer mütterlichen Liebe bedarf. Pauline iſt Mutter eines Sohnes, eines lieben, ſchönen, freundlichen Kindes! Heute ſind es zehn Tage, daß ich ihm unter ſchweren Kämpfen des durch lange Leiden und Entbehrungen erſchöpften Körpers das Leben gab.

O gnädige Frau, ich bin Ihren Wünſchen nachgekommen, ich habe die Neigung zu Ihrem Sohne, die er ſelbſt in mir zu erregen gewußt hat, bekämpft, ich habe ihm entſagt, habe mich von ihrem Wohnort weg hieher geflüchtet, um ſeinem Glücke auf keine Weiſe hinderlich zu werden! Aber Mangel und Noth aller Art iſt

mein Loos geworden für geopferte Jugend und Unſchuld, für die Entſagung der gerechteſten Anſprüche. Sollte ich nicht wenigſtens darauf rechnen dürfen, daß der Vater meines Kindes uns vor dem äußerſten Elende ſicherſtellet, und die Zukunft ſeines Sohnes durch irgend etwas Gewiſſes weniger unſicher und hoffnungslos machte?

Ach, Frau Gräfinn, ich bin von Ihren menſchenfreundlichen Geſinnungen überzeugt, darum wende ich mich an Sie; aber nicht alle Mitglieder ihrer Familie denken wie Sie. Mit tiefem Kummer ſehe ich, wie man anfängt, ein übles Betragen gegen mich anzunehmen, das ich ſchweigend dulden würde, müßte ich nicht fürchten, daß mein Kind einſt das traurige Opfer davon werden könnte.

Ein Brief des Grafen Gotthold, in welchem er mir mit den härteſten Ausdrücken Geld zu ſchicken verſpricht, läßt mich Alles für die Zukunft fürchten.

Ich weiß noch gar nichts über mein und meines Kindes Schickſal, und flehe Sie, gnä-

dige Gräfinn, dringend an, mich darüber zu beruhigen.

Zitternd ſehe ich den Haß der Familie ſich gegen mich wenden. Man wird dereinſt meinem Kinde das Herz ſeines Vaters zu entfremden ſuchen!

O, gnädige Frau, welch ein Unterſchied zwiſchen Ihren Verſicherungen und dem Briefe Ihres Sohnes Gotthold! Wie wenig Schonung verräth er! Dieſer Brief hat mir erſt recht das Troſtloſe meiner Lage gezeigt! Ich bin ſehr unglücklich!

Möchte es Ihnen gefallen, mir meine Furcht zu benehmen! Alle meine Hoffnung ſetze ich auf Sie.

Pauline.

Die Gräfinn v. K. an Pauline.

In der That, Pauline, ich bewundere die Keckheit, mit der Sie mir Dinge ſagen, von deren Ungrunde Sie höchſt wahrſcheinlich ſelbſt überzeugt ſind. Kaum iſt Ihr Sohn zur Welt geboren, als Sie auch ſchon verlangen, daß ſeine Zukunft, wie Sie ſich ausdrücken, beſtimmt ſein ſoll. Unmöglich kann der Ehrenpoſten, den er dereinſt bekleiden wird, jetzt ſchon für ihn aufgehoben werden, und nur die Leichtfertigkeit einer Franzöſinn iſt im Stande, ſo etwas zu verlangen.

Es iſt mir übrigens ſehr begreiflich, daß mein Sohn Gotthold, nicht eben in den mildeſten Ausdrücken, den Wunſch ſeines Bruders, Ihnen Geld zu ſchicken, zu erfüllen verſpricht, und ich begreife nicht, wie Sie ſich darüber wundern können. Soll es ihm angenehm ſein, daß ſein Bruder einer leichtſinnigen Franzöſinn, die ohne alles Nachdenken ihm nach Deutſchland

gefolgt iſt, Summen zuwendet, die zu beſſern Zwecken gebraucht werden könnten. Oder begreifen Sie nicht, daß auch Ernſt in jetzigen Zeiten ſich der Sparſamkeit befleißigen muß, wenn ſeine Güter nicht darüber zu Grunde gehen ſollen?

Fürchten Sie nicht, daß Ihr Kind der Gegenſtand unſers Haſſes werden könnte; es iſt nicht ſchuld, weder an dem Leichtſinne der Mutter, noch an den Verirrungen des Vaters. Auch Sie haben nichts dergleichen zu befürchten, wenn Sie ſich vor Anmaßungen hüten, und ſich der Sparſamkeit befleißigen.

Adieu, Pauline, ich wünſche Ihnen Glück, die ſchmerzhaften Augenblicke der Entbindung überſtanden zu haben, und hoffe, bald durch einen andern Ton in Ihren Briefen von Ihrer Zufriedenheit und Genügſamkeit mich zu überzeugen.

verw. Gräfinn v. K.

Pauline an den Grafen v. K.

Frankfurt, am 14. März 1809.

Gnädiger Herr!

Ihre Pauline, Ihr Schlachtopfer iſt Mutter, Mutter eines lieben, hübſchen blauäugigen Knäbleins. Wie ſchrecklich hat ſeine Geburt meinen geſchwächten Körper erſchüttert! Erſt heute, nach zehn Tagen, — ihr Kind iſt am 4. März geboren, — bin ich im Stande, meine Pflicht zu erfüllen, und das Ereigniß, das mich zugleich mit den Empfindungen der tiefſten Schaam und der höchſten Wonne erfüllt, Ihnen zu melden.

Vater meines Kindes! welches Schickſal haben Sie ihm beſtimmt? Erlauben Sie, daß ich darüber mit Ihnen rede. Gern wollte ich die Sorge dafür ganz Ihnen allein überlaſſen; aber muß ich nicht Ihre Schwäche gegen die Einflüſterungen fremder Perſonen fürchten? — Seit langer Zeit bin ich ohne alle Nachricht von

Ihnen, und ein Brief des Grafen Gotthold enthielt nur Kränkungen, die mich an den Rand des Grabes brachten.

Ich erinnere mich, daß Sie mir ſagten, Sie könnten ſich nicht als Vater meines Kindes nennen laſſen. Es hat alſo kein Recht auf Ihre Liebe, keine Anſprüche auf Ihren Schutz! Nur eine traurige Zukunft darf ich meinem Kinde, dem Sohne eines Grafen, verſprechen!

O Ernſt, bei dieſem theuren Namen, den ich Ihnen ſonſt geben durfte, den Sie ſo gern mit dem traulichen „Du“ von meinen Lippen hörten, der noch ſo viele liebe, ſüße Erinnerungen in Paulinens treuem Herzen weckt, beſchwöre ich Sie, ſichern Sie doch Ihrem Kinde ein Auskommen zu! Ich verlange ja nichts für mich. Auch Ihrer Frau Mutter habe ich meine Gedanken darüber geſchrieben.

Ich will durchaus Ihre Güte nicht mißbrauchen. Nein, ich werde mit dem Einzigen, das ich, außer Reue, Schaam und Kummer über ein leichtſinnig verſcherztes Lebensglück, aus

Deutſchland mitbringe, mit meinem Kinde, nach Frankreich zurückkehren, und dort in ſtiller Abgeſchiedenheit mich ſeiner Erziehung widmen, aber kann ich, darf ich, ohne Gewißheit, die Sie allein mir geben können, daß er dort nicht ſchmerzhaften Entbehrungen Preis gegeben ſein wird?

Muß ich aber dies nicht unter den jetzigen Umſtänden fürchten? Ich habe ein Kind zur Welt gebracht, das Ihnen, ſeinem Vater, ſprechend ähnlich ſieht, und Sie laſſen Mutter und Kind an dem Allernothwendigſten Mangel leiden? Ich bin eine Wöchnerinn, ich befinde mich außer meinem Vaterlande, ohne Hülfsmittel, ohne Freunde, und erwarte nun von Ihnen allein Troſt! Ernſt! bei wem könnte ich ihn ſuchen, wenn nicht bei Ihnen? Wollen Sie ihn mir verſagen?

Vater meines Kindes! ich habe Ihnen Alles gegeben, was ich zu geben hatte! Einſt, wenn Sie Paulinen mit Entzücken in Ihren Armen hielten, nannten Sie mich die ſüße Freu=

dengeberinn Ihres Lebens, wollen Sie die leicht Bethörte dafür darben laſſen?

Ach, der Muttername würde für mich der ſüßeſte der Erde ſein, wenn ſie den des Vaters und Beſchützers hinzufügen wollten!

Laſſen Sie mich nicht lange ohne Antwort. Ein freundlicher Brief von Ihnen wird ſtärkender Balſam ſein für das Herz

Ihrer

Pauline.

N. S. Meine Schweſter iſt auf die Nachricht von meinem troſtloſen Zuſtande von Paris herbeigeeilt; ſie kam wenige Tage nach meiner Entbindung, und erlaubt ſich, einen Brief an Sie einzulegen.

Pauline.

Stephanie an den Grafen Ernſt v. K.

Herr Graf!

Das Stillſchweigen, welches Sie gegen Paulinen beobachten, bringt ſie zur Verzweiflung. Ich bin zur Unterſtützung der Verlaſſenen herbeigeeilt, und habe ſie nach einem Ereigniſſe, nach welchem Gemüthsruhe, Pflege des Körpers und Bequemlichkeit hoch nöthig iſt, in dem traurigſten Zuſtande gefunden, in welchem Kummer, Sorge und Entbehrungen verſetzen können. In einem elenden Zimmer, ohne Feurung, ohne erquickende Speiſen, ja ohne hinlängliche Bedeckung für Ihren Sohn, habe ich meine Schweſter, die Geliebte eines Grafen, über den Urheber ihrer Leiden heiße Thränen weinen ſehen.

Eine alte mitleidige Frau, ihre Hausgenoſſinn, ſelbſt arm, hat ſich der Unglücklichen angenommen, die der Vater ihres Kindes verläßt.

Sie haben ſie Leuten empfohlen, an welche

ſie in der äußerſten Noth ſich gewandt hat. Allein Niemand hat es für gut gefunden, Ihre Befehle zu erfüllen. Was liegt daran, ob bis dahin zwei Menſchen, die Sie ſo nahe angehen, umkommen! Genug, man will auf Verhaltungsbefehle warten. Seit ſechs Wochen hält man die Arme mit dieſen Verſprechungen hin. Ihre Lage iſt die erſchrecklichſte, ich darf es Ihnen nicht bergen, und Pauline iſt die Mutter Ihres Kindes, iſt Ihre Geliebte.

Nur Sie können die unglückliche Verlaſſene retten. Ich unterſtehe mich daher, Sie, gnädiger Herr, um ſchleunige Antwort zu bitten. Das Leben zweier Weſen, die Ihnen am Herzen liegen ſollten, hängt davon ab.

Seit beinahe fünf Monaten hat Pauline keinen Brief von Ihnen gehabt. Laſſen Sie nicht lange ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben; Leben oder Tod Ihres Kindes und ſeiner Mutter! Sie, Herr Graf, haben Beides in Ihren Händen.

Stephanie.

Der Graf an Paulinen.

K., den 20. März 1809.

Meine arme Pauline!

Mit großem Bedauren ſehe ich aus Deinem und Deiner Schweſter Briefe, wie ſchlecht man meine Befehle in Rückſicht Deiner befolgt hat; und die Verlegenheit, in der Du Dich befunden haſt, thut mir um ſo weher, je mehr ich mir bewußt bin, alles gethan zu haben, was in meinen Kräften ſtand, um ſolchen Unannehmlichkeiten vorzubauen.

Du beklagſt Dich, keine Briefe von mir erhalten zu haben; ich war in demſelben Falle. Dein letzter Brief mit der Nachricht von der Geburt eines lieben blauäugigen Knäbleins war der erſte, den ich ſeit vier Monaten erhielt, weil man in der Zeit alle Briefe, die an mich einliefen, aufhob, indem man mich von einem Tage zum andern erwartete.

Ich darf Dir wohl nicht erſt ſagen, welchen

lebhaften und herzlichen Antheil ich an dem Ereigniß genommen habe, das Du mir meldeſt, und daß mich nichts glücklicher machen wird, als wenn ich Nachricht von Deiner und Deines Sohnes Geſundheit erhalten werde. Armes Kind! wie leid thut es mir, daß Du ſo viel gelitten haſt! Ich möchte Dich wohl mit dem Kleinen ſehen; es muß ein herrlicher Anblick ſein! Und doch kann ich jetzt dieſen meinen Wunſch nicht befriedigen, weil die Umſtände ihm ſo hinderlich ſind, daß ich gar nicht weiß, wie ich ihn ausführen ſoll. Auf jeden Fall würde ich Dich ſonſt ſobald als möglich beſuchen.

Aber, hörſt Du, gute Pauline, die Verhältniſſe, in welchen wir zu einander ſtehen, darfſt Du nicht ausplaudern. Du mußt Dich etwa für die Wittwe eines franzöſiſchen Officiers ausgeben, und ich hoffe wenigſtens, daß Du, nach meinen, Dir bekannten, Wünſchen, das Kind nach dem Namen eines ſolchen angeblichen Vaters haſt taufen laſſen, den Du ja nach Deinem Belieben wählen konnteſt.

Wenn Du mich lieb haſt, und wenn Dir an meiner Liebe noch irgend etwas gelegen iſt, ſo ſei verſchwiegen. Niemand darf das Verhältniß ahnen, das unter uns beſteht, und tauſend Verdrießlichkeiten für Dich und mich würden die Folge davon ſein, wenn Du nicht reinen Mund hielteſt.

Um Dich vor der dringendſten Noth zu ſchützen, worüber Du ſo ſehr klagſt, ſende ich Dir einliegend einen Wechſel auf 300 Fl., zahlbar bei Herrn B. et C.

Sage Deiner Schweſter in meinem Namen viel Schönes, küſſe Dein Kind von mir, und gedenke mit Liebe Deines

Ernſt, Graf v. K.

Pauline an ihre Mutter.

Frankfurt, am 15. Mai.

Eine geraume Zeit iſt verfloſſen, ſeit ich mir das Vergnügen nicht gemacht habe, mich mit Ihnen zu unterhalten. Wie groß der Troſt für mich iſt, daß meine Schweſter mich nicht verläßt, ſo iſt doch der noch größer, daß Sie die arme Pauline nicht verdammen. Sie hat noch Ihre mütterliche Liebe, darum iſt ſie glücklich.

Sie meinen, ich hätte unter den erſchrecklichen Umſtänden, in welchen ich mich befunden habe, mit meinem Sohne zu Ihnen fliehen, bei der Wohlthätigkeit allein meine Zuflucht ſuchen, oder gar den Tod einem ſo barbariſchen Schutze vorziehen ſollen. Ja, Sie haben Recht, Mutter, aber ich war ja nicht allein, ich hatte noch ein Leben zu vertheidigen, dem ich ſeinen natürlichen Beſchützer nicht ſelbſt durch Flucht oder Tod entziehen durfte. Darum blieb ich, und hörte nicht auf, dieſen an ſeinen Sohn zu erinnern.

Vielleicht hätte ich meine Stimme erheben, mein kleines hülfloſes Kind zeigen und rufen ſollen: „ſechzehn Jahr bin ich alt! Einem Grafen iſt es gelungen, mich Unerfahrene vom Wege der Tugend abzuführen, und mich dann durch Zuſage einer ehrenvollen Stelle bei ſeiner Mutter oder Schweſter, aus meinem Vaterlande zu locken. Er iſt der Vater meines Kindes, ſeine Mutter hat mich in ihren Schutz genommen, und doch laſſen ſie mich ſterben und mein Kind umkommen!“

Aber in einem Alter von ſechzehn Jahren, liebe Mutter, geräth man nicht ſo leicht in Verzweiflung! Darum habe ich immer noch zu viel Vertrauen auf die Menſchen, entſchuldige ſie gar zu gern, und konnte dem Grafen, ungeachtet der großen Noth, in der er mich ohne Hülfe ließ, nicht gram werden. Ich hoffte immer, ich ſchrieb oft, und geduldete mich. Bald nach meiner Niederkunft empfingen wir auch einen Brief mit einem Wechſel auf 300 Fl. Das war nun der Preis meiner Entbehrungen,

der mich aus der ärgſten Noth riß, und meine Schulden bezahlte.

Ernſt hat mir ſeitdem öfter geſchrieben. Seine Briefe drücken Gefühle der Zärtlichkeit aus. Darf ich mein Herz ſeinen neuen Verſicherungen verſchließen? Darf ich auf das Glück Verzicht leiſten, daß er meinem Sohne bereiten kann? —

Gegen ſeinen Willen habe ich dieſen Ernſt Auguſt genannt. Erinnern mich ſeine Züge an den Vater, ſo darf es auch der Name nicht weniger.

Ja, Mutter, ich will aufrichtig gegen Sie ſein. Noch immer hängt mein Herz an dieſem ſchönen leichtſinnigen Menſchen, der der Störer meines ganzen irdiſchen Glückes iſt. Ach, er iſt auch nicht glücklich! Die Siege unſerer Landsleute ſetzen ſein Vermögen in Gefahr. Unſere Waffen machen Deutſchland zittern, und das franzöſiſche Geſchütz donnert in unſern Ohren. Ungeachtet des geheimen Stolzes, den

mein Herz bewegt, beklage ich ihn doch, leide mit ihm, vergeſſe Alles, und — liebe ihn.

Pauline.

Graf Ernſt an Pauline.

Mit großem Vergnügen erhalte ich ſo eben Deinen Brief mit den hübſchen Haaren des lieben Kleinen. Könnte ich doch unſer Kind erſt an mein Herz drücken!

Deine Briefe ſind immer lange unterweges, und ich kann dieſe Verſpätung nur der Beſatzung unſerer Gegend durch die Armee Schuld geben, wodurch der Poſtenlauf unterbrochen wird. Das ganze Land iſt mit franzöſiſchen Truppen beſetzt, was die armen Einwohner ſehr drückt und ängſtiget. Dein Förſter im Waldodorfe hat allein dreißig Mann im Hauſe, die er ernähren muß, was ihm auch eben nicht ſonderlich erfreulich iſt. Alles das und die Ausſicht, daß

ſich der Krieg in unſere Gegend ziehen könnte, beunruhiget uns ſehr. Mich überhäuft es mit unangenehmen Arbeiten, und hindert mich, Dich ſobald zu beſuchen, als ich mir vorgenommen hatte.

Indeſſen, mein theures Mädchen, beſchäftige ich mich in Gedanken ſtets mit Dir, und muß ich jetzt gleich wie ein Karthäuſer leben, ſo entſchädige ich mich dafür mit der Erinnerung an die mit Dir im vorigen Jahre vertändelten Stunden. Wie ſüß Deine Küſſe waren, wie ſchelmiſch Deine Augen mich anblickten, wie dicht umfangen Du mich hielteſt mit den runden Lilienarmen, wie Dein Herz an dem meinigen klopfte, wie zärtlich Du flüſtern konnteſt: „Ernſt, ich liebe Dich;" meinſt Du, Mädchen, daß ich das vergeſſen könnte? — Nein, Pauline, ſo weit reicht Deine und meine Entſagung nicht!

Aber iſt Dein Mäulchen noch ſo küſſig rund, ſind Deine Wangen noch ſo blühend roth, wie die eben aufbrechende Roſenknospe, ſchlägt Dein

Herz noch ſo voll und warm für mich? Lange ertrag' ich's nicht mehr, ehe ich mich perſönlich davon überzeuge. Ich komme, und komme bald. Wüßt' ich nur erſt wann?

Meine Mutter will uns ganz von einander trennen. Sie iſt nicht zufrieden, daß drei Tagereiſen zwiſchen mir und Dir liegen, ich ſoll auch nicht mehr von Dir reden, ich ſoll die Correſpondenz mit Dir nur ihr überlaſſen, ich ſoll nur an die denken, die der Vortheil und meine Familie mir beſtimmt. O über die armen Convenienzmenſchen! Ja, ich will, ich muß mich ihren Formen und Grillen unterwerfen, aber Dich zu lieben, und, wenn ich kann, Dich zu küſſen, davon ſollen ſie mich nimmermehr abhalten.

Leb' wohl, Pauline, küſſe Dein Kind für mich, ſei verſchwiegen und liebe mich.

Ernſt, Graf v. R.

Derſelbe an Dieſelbe.

Iſt es nicht eine Ewigkeit, ſeit ich etwas von Dir gehört habe, böſe Pauline? Schreibe doch öfter; ſage mir, was Du machſt, wie Dein Kleiner ſich befindet, und womit Ihr Euch die Zeit vertreibt, wenn Du etwa ſonſt nichts — gar nichts mir zu ſchreiben weißt.

Freilich hätteſt Du ſonſt etwas mir zu ſagen — etwa, daß auch Deine Liebe noch nicht ganz erloſchen wäre, oder daß Du mit Vergnügen an eine gewiſſe verfloſſene Zeit dächteſt — wahrlich, ſo hätte die Antwort auf einen Brief, wie mein letzter war, nicht lange ausbleiben können; aber ſind nicht die Weiber wankelmüthig, ſind nicht die Franzöſinnen leichtſinnig? „Warum ſind Sie nicht mehr liebenswürdig?“ antwortete die Schönſte ihrer Schönen, in die der eigene Sohn in ihrem achtzigſten Jahre ſich noch verliebte, einem verlaſſenen Anbeter. Vielleicht klingt auch mir dieſe Antwort entgegen, wenn

ich endlich einmal meine Wünſche erreichen und zu Dir kommen kann.

Es ſei; ich will mich umgürten mit allen Waffen der Geduld, und mein Urtheil abwarten, wenn ich wieder in die großen funkelnden Augen ſehen kann, die, unter den langen ſeidenen Wimpern, ſonſt wie Sterne hervorſtrahlten.

Ich lebte bisher immer in Furcht, der Krieg könnte ſich auch in die Gegend ziehen, die Du bewohnſt. Jetzt aber darfſt Du ruhig ſein, denn die Armeen haben eine ganz entgegengeſetzte Richtung genommen. — Das Land hat ſchrecklich gelitten, viele Einwohner ſind zu Bettlern geworden. Du kannſt denken, daß auch ich keinen ſonderlichen Segen davon gehabt habe.

Wir haben keine Nachricht von meinem armen Bruder, der Rittmeiſter bei unſern Truppen iſt, das ängſtigt uns ſehr, weil er die ganze Zeit über ſich in großer Gefahr befunden hat.

Mein Schwager, den ich ſo ſehr liebe, iſt ſchwer verwundet; im Sturm auf Eßlingen hat ihn ein Bayonetſtich in die Seite getroffen.

Du wirſt fühlen, daß ich dabei nicht ruhig ſein kann.

Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, in welchem ich mich losreißen und zu Dir fliegen kann, aber er ſcheint noch fern zu ſein.

Stillſt Du Dein Kind noch, oder iſt das Bübchen ſchon zu groß dazu? Ich kann mir gar nicht denken, wie Du, meine kleine Pauline, Dich mit einem Kinde an der Bruſt ausnimmſt!

Ich werde Dir Geld ſchicken, was Du auch wohl nöthig haben wirſt. Antworte mir aber bald, und ſei vorſichtig, daß Dir kein Übel zuſtößt.

Ernſt, Graf v. K.

Pauline an Ihre Mutter.

Frankfurt, am 15. Juli 1809.

O liebe Mutter, Ernſt iſt hier geweſen, mein Ernſt! Er hat uns überraſcht, ohne daß wir ſeinen Beſuch ahnen konnten. Es war ein ſchöner warmer Abend; Stephanie hatte in der Küche Geſchäfte, ich ſtand mit meinem Kinde im Arme am offnen Fenſter, und blickte hinunter auf das Getümmel der Menſchen, die die liebe angenehme Sommerluft aus den Häuſern lockte; da trat er plötzlich ein, ohne daß ich ihn bemerkt hatte, und rief: „Guten Abend, Pauline!" Ich drehte mich um, ſah ihn daſtehen mit ausgebreiteten Armen, und — ja, Mutter, ich fiel an ſeine Bruſt mit ſeinem Kinde!

Ich vergaß Alles, Alles, was ich durch ihn Böſes gelitten hatte; den Leichtſinn, mit welchem er mich aus Ihren Armen riß, die Härte, mit der er ſo oft mich behandlte, die bittere Noth, die er mich leiden ließ, und — und meine eigene Entſagung. Er war ja wieder da,

hatte die weite Reiſe gemacht um meinetwillen, durft' ich ihn ohne Kuß und Umarmung mit einem ſteifen Willkommen empfangen?

Wie ſchön war er, obgleich Reiſen und Strapazen ſeine Wangen gebräunt hatten, und wie ſtattlich ſtand ihm der feine ſchwarze Rock zu den weißen Unterbeinkleidern, und der ſchneeweiße Buſenſtreif.

„Ernſt!“ rief ich, und hielt ihn mit der rechten Hand feſt umſchlungen, während ich in der linken mein Kind trug.

„Pauline,“ ſagte er, „mußt' ich nicht ſelbſt kommen, um mir die Antwort auf meine Briefe zu holen? Wer klagte einſt bitter über das Ausbleiben der meinigen? Soll dies das Vergeltungsrecht ſein?“

„Ach, Herr Graf,“ erwiederte ich, und zog mich aus ſeiner Umarmung, „durften Sie in dem Tone an mich ſchreiben, durfte ich nach dem, was ich Ihrer Frau-Mutter gelobte, in demſelben antworten? — Ach, Sie haben mich in recht große Verlegenheit geſetzt!“

Unterdeſſen war er mir wieder näher getreten, hielt ſeine Hände gefaltet, und ſah mit unverwandten Augen mein Kind an. Auch ich ſchwieg, und blickte ihm in die großen blauen Augen.

„Sieh, Ernſt, da iſt Dein Kind!“ rief ich dann auf einmal, und hielt ihm das Knäbchen hin, das ihm die kleinen Händchen entgegenſtreckte, als hätte es ihn längſt gekannt, und dann wieder, ſich gegen mich wendend, laut anfing zu weinen.

„Ja,“ ſagte er, „das iſt mein Kind, das ſind meine Augen, das iſt der Familienzug um Mund und Naſe; komm, komm mein Sohn, daß Dich Dein Vater in ſeine Arme ſchließt!“

Ich legte ihm das Kind in die Arme, er drückte es an ſich, küßte ihm Wange und Stirn, aber der kleine Unhold begann ein Zetergeſchrei; da gab er ihn mir zurück und ſagte: „Pauline, Du mußt ihn einſt ſeinen Vater lieben lehren!“

„Wie dürft' ich das?“ erwiederte ich mit

einem Seufzer, „es iſt mir ja verboten, Sie als ſolchen zu nennen.“

„Allerdings,“ ſagte er, „für den Augenblick; aber ich hoffe, die Zeit ſoll kommen, da er erfahren darf, wen er als Vater lieben muß.“

Dann ergriff er meine Hand, umfing mich mit ſeiner linken, und küßte mich, meines Sträubens ungeachtet, mit Heftigkeit.

„Herr Graf,“ ſagte ich, und ſuchte mich aus ſeiner Umarmung zu winden, „Sie ſchrieben mir, daß Sie jetzt mehr, als je, Urſach hätten zu wünſchen, daß unſer Verhältniß geheim gehalten würde. Nach dem, was ich daraus ſchließen muß, darf ich Ihre Umarmung nicht erwiedern.“

„Einen Kuß zum Willkommen,“ bettelte er, und ſtreichelte ſein Kind.

„Da,“ ſagte ich, und hielt ihm die Wange hin — „zum letzten Male!“

In dem Augenblicke kam Stephanie ins Zimmer, er trat zurück, und ſie begrüßten einander als alte Bekannte mit Herzlichkeit.

Dann ſetzte er ſich auf einen ſchlechten Rohrſtuhl, zog mich und Stephanie neben ſich auf zwei andere Stühle, und ſah im Zimmer umher.

„Das iſt Deine Stube,“ ſprach er, „das iſt die Wohnung meiner Pauline? Vier ſchlechte, zerbrechliche Stühle, ein alter Tiſch, eine von Würmern zerfreſſene Commode, ein Spiegel, der vielleicht zwanzig Kreuzer gekoſtet hat, ein geborſtener Fußboden, vier Wände, die vor Zeiten weiß waren? Und keine von Euch ſchreibt mir ein Wort davon?“

„Ach, Ernſt,“ ſeufzte ich, „die Noth iſt am erſten zu ertragen! erinnern Sie ſich, welche Zimmer und welchen Hausrath Sie mir im Waldſchloſſe anweiſen ließen? Aber —“

„Aber dies iſt die Speiſe Ihrer Pauline,“ fiel Stephanie ein, indem ſie ein Stück grobes ſchwarzes Brod aus der Commode hervorzog, und einen harten weißen Käſe darauflegte, „und dort ſteht unſer Getränk, eine Flaſche reines Waſſer.“

„Allmächtiger Gott,“ rief er aus, „in ei-

nem ſolchen Zuſtande muß ich Dich finden?! — Aber, Stephanie, Sie ſcheinen mir doch in der Küche beſchäftigt geweſen zu ſein?"

„Gewiß, Herr Graf," erwiederte ſie, indem ſie auf die Thür zuging, „und ich hoffe, Sie werden uns die Ehre Ihrer Geſellſchaft beim Abendeſſen gönnen."

„Mit vielem Vergnügen," rief er ihr nach, „vorausgeſetzt, daß Sie den Wein herbeiſchaffen laſſen, den ich dazu gebe."

Bald trat ſie wieder herein, und ſetzte ein Näpfchen mit dampfender Suppe auf den Tiſch, auf den ich zuvor eine Serviette gelegt hatte.

„Was iſt das?" fragte der Graf, indem er neugierig hineinſah.

„Brod mit Waſſer und Salz gekocht," antwortete Stephanie; „für Menſchen, die ans Entbehren gewöhnt ſind, eine herrliche Speiſe."

„Die aber weder für mich, noch für die Mutter meines Sohnes iſt," erwiederte er mit einer Miene, in der Unmuth und Mitleid zu-

gleich lag; „das muß anders werden, das iſt abſcheulich; ich werde für Alles ſorgen.“

„Und Pauline wird es mit Dank annehmen,“ fiel Stephanie ein, „wenn der Vater ihres Kindes ſie in den Stand ſetzt, ohne ſchmerzhafte Entbehrungen der gewöhnlichſten Nahrungsmittel leben zu können.“

„Du mußt eine andere Wohnung beziehen, meine Theure,“ rief er hierauf mit Lebhaftigkeit, und ſein Auge ſchien feucht zu werden, „Du mußt Dich beſſer meubliren, mußt eine Kammerfrau annehmen für Dich, und eine für Deine Schweſter, und dienende Perſonen, wie ſie ſonſt in einem guten Hauſe nöthig ſind.“

„Mein lieber Ernſt,“ antwortete ich, ihm die Wangen ſtreichelnd, „Sie haben mich bis hieher oft an dem Allernothwendigſten Mangel leiden laſſen, daß ich der vielen dienenden Perſonen recht gut zu entbehren, und mich ohne koſtbaren Hausrath zu behelfen gelernt habe. Wie möchte ich auch im Stande ſein, mit dem, was ich von Ihnen dann und wann bekomme,

die Miethe für ein Haus und die Ausgabe für Mägde, Bediente und Kammerfrauen zu beſtreiten! Aber ich bedarf ſtärkender Nahrungsmittel, und mein Kind wird einſt ſeine Hände bittend nach Ihnen ausſtrecken und rufen: Vater, thu' etwas für meine Erziehung!"

„Ach, Pauline," unterbrach er mich, „glaubſt Du, daß ich meine Pflicht ſo ſchlecht kenne?"

„Ich weiß nicht," erwiederte ich, „was Sie für Ihre Pflicht halten, aber das weiß ich, daß ich, bei der größten Sparſamkeit, manchmal die bitterſte Noth gelitten habe, und am Rande der Verzweiflung geweſen bin."

„Dieſe Waſſerſuppe hier, Herr Graf, die Sie verſchmähen," fiel Stephanie ein, „iſt Ihnen der Beweis, daß meine Schweſter keine Unwahrheit ſagt."

„Ja, das ſoll ſich ändern!" rief er, ſich vor die Stirn ſchlagend, „ich werde mit meiner Mutter ſprechen, es ſoll Dir etwas Gewiſſes

ausgeſezt werden, damit Du weißt, worauf Du zu rechnen haſt.“

Darauf umarmte er uns alle noch einmal, legte ſechs Louisd'or auf den Tiſch, um, wie er ſagte, am folgenden Tage anſtändig bei uns frühſtücken und zu Mittage eſſen zu können, und entfernte ſich, uns gute Nacht wünſchend.

Den folgenden ganzen Tag war er noch bei uns, verſicherte mich während deſſelben der fortdauernden Liebe und Sorge für mich und ſein Kind, und verließ uns, ohne mehr, als jene ſechs Goldſtücke, zu hinterlaſſen.

Schon ſind acht Tage verfloſſen; noch iſt nichts weiter erfolgt. Sollte er ſo leichtſinnig ſein, mich, ſeiner Betheurungen ungeachtet, dennoch zu vergeſſen?

Pauline.

Der Graf an Pauline.

K., den 26. Juli 1809.

Ohne Unfall bin ich hier wieder angekommen, und jetzt erſt im Stande, Dir einige Worte zu ſchreiben. Es dünkt mir eine Ewigkeit, ſeit ich von Dir entfernt bin, und doch möchte ich gern über Dein Sprödethun mit Dir zanken. Viele Meilen war ich gereiſet, um Dich zu ſehen, und Du hielteſt mich nach dem erſten Willkommen in ſo fremder Entfernung! Wäre meine Liebe nicht unvertilgbar, ich könnte Dir jetzt böſe ſein.

Da Du Deine Stube nur monatsweiſe gemiethet haſt, ſo rathe ich Dir, Frankfurt zu verlaſſen, und nach Wilhelmsbad zu gehen, wo das Leben wohlfeiler iſt. Thue das gleich. Dem Hauswirth habe ich ſein Monatsgeld vorausbezahlt, und er darf alſo nichts von Dir fordern. Fahre zuvor hin, und ſuche Dir eine für Dich zweckmäßige Wohnung. Der Ort wird Dir

gefallen; er liegt zwar einſam, aber allerliebſt, und die Freuden, die Dir der Genuß der ſchönen Natur gewährt, können Dich entſchädigen für manche Entbehrungen, die die Umſtände Dir auflegen.

Bis Du dort angekommen ſein wirſt, werden die Goldſtücke wohl hinreichen, die ich Dir hinterließ. Sobald Du mir Deine Ankunft anzeigſt, will ich für mehr ſorgen, und ich hoffe, Du ſollſt keine Noth mehr leiden.

Ich umarme Dich in Gedanken tauſendmal. Küſſe Dein Kind in meinem Namen.

Ernſt, Graf v. K.

Pauline an ihre Mutter.

Wilhelmsbad, den 10. Aug. 1809.

Wie glücklich macht mich das Lob, theure Mutter, das Sie meiner Aufrichtigkeit und Offenheit beilegen. Sie haben mir Ihr Herz nicht entzogen, Sie ſind noch meine gute zärtliche Mutter, ungeachtet des Fehltritts, deſſen Folgen mich noch jetzt von Ihnen entfernt halten. Eine Thräne rollte über meine Wange auf das Papier, auf welchem Sie Ihre mütterliche Liebe ſo rührend an den Tag legten.

Nun, ich will Ihnen zeigen, daß ich wohl fehlen, aber dennoch tugendhaft bleiben konnte, ſo manche Schlinge auch jetzt noch meiner Tugend gelegt werden mag; und die Aufrichtigkeit, mit der ich Ihnen Alles, was mich betrifft, ſchreibe, mag Ihnen ein Beweis von der Feſtigkeit meines Vorſatzes ſein.

Ich bin jetzt in Wilhelmsbad, einem lieblichen und einſam gelegenen Orte; Graf Ernſt

hat gewünſcht, daß ich mich hierher begeben möchte, und ich hielt es für Pflicht, ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Aber, liebe Mutter, die Einſamkeit taugt nicht für Unglückliche. Die traurigen Gedanken vereinigen ſich im Innerſten unſers Gemüths, und die Schwermuth nimmt in dem Maaße zu, als man in der Zurückgezogenheit Zeit und Gelegenheit hat, über ſein Schickſal nachzudenken.

Auch ich habe das in den erſten Tagen meines Aufenthalts hier ſchmerzlich erfahren, und wer weiß, wohin es geführt haben würde, hätte nicht ein glücklicher Zufall dazu beigetragen, mir einige Zerſtreuung zu verſchaffen.

Auf einem der einſamen Spaziergänge, die ich in Stephaniens Geſellſchaft, mit meinem Kleinen im Arme, zuweilen beſuchte, hatten wir uns auf eine Bank niedergelaſſen, und ſchwermüthig vor mich niederſehend, hing ich den trüben Gedanken nach, die mich, ſeit Graf Ernſt's Abreiſe von Frankfurt, mehr als jemals beunruhigten.

Da näherten ſich mehrere in franzöſiſche Uniform gekleidete Herren, und ſetzten ſich auf einer Bank gerade gegen uns über. Wir ſtanden auf, um uns zu entfernen, als plötzlich einer von ihnen mit dem Ausrufe mich anredete: „Um Gott, Madame, wie glücklich bin ich, Sie hier ſo unverhofft zu treffen! Gott ſei gelobt, Sie ſcheinen ſich beſſer zu befinden, als damals, da ich Sie in Frankfurt verließ."

Ach, liebe Mutter, es war der gute Doctor Belcour, der ſich ſchon zweimal meiner ſo treulich angenommen hatte. Meine Freude, ihn wieder zu ſehen, war unbeſchreiblich. Ich blieb ſtehen, und ſagte ihm unverholen, welches Vergnügen mir dies Wiederfinden mache.

„Wer iſt die Dame?" fragte ein ältlich-ausſehender Mann, von langer Statur, benarbtem Geſicht und edler Haltung, in Generalsuniform, worauf das Groskreuz der Ehrenlegion prangte.

Belcour erzählte ihm einen Theil meiner

Geſchichte, und er ſchien ihm mit Theilnahme zuzuhören.

„Madame," ſagte er darauf, „Ihr Schickſal rührt mich, und als Landsmann halte ich mich für verbunden, zur Verbeſſerung deſſelben ſoviel beizutragen, als in meinen Kräften ſteht. Ich bin der General L., und werde mich zur Herſtellung meiner Geſundheit einige Wochen hier aufhalten. Kann ich Ihnen Ihre Einſamkeit hier in Etwas angenehmer machen, ſo dürfen Sie nur Ihre Wünſche äußern."

Viele unverdiente Schmeicheleien, mit denen er ſich über mein Aeußeres ausſprach, zeigten den feinen gebildeten Franzoſen, und die Herablaſſung, mit welcher er mit meinem Kinde tändelte, erweckten mein Vertrauen. Ich dankte ihm für ſein Anerbieten, und verſicherte ihn, daß ich ſo zufrieden wäre, wie man in einer Lage, wie die meinige, ſein könnte.

Am folgenden Morgen kam Belcour zu uns, und bat mich im Namen des Generals, den Nachmittag bei ihm zuzubringen, indem er ver-

ſicherte, daß außer dieſem und ihm, ſeinem Arzte, Niemand dort ſein würde.

„Er iſt ein kränklicher Mann, beinahe funfzig Jahr alt,“ ſagte dieſer, „von ernſtem, rauhen Character, raſch und freimüthig in ſeinen Urtheilen, aber von tiefem Gefühl für Recht und Unrecht; Sie dürfen es ſchon wagen, ſeiner Einladung zu folgen.“

Erfreut über die Abwechslung, die ſich in der traurigen Einförmigkeit meines Lebens zeigte, und entzückt, mich einmal wieder mit Landsleuten unterhalten zu können, gab ich dem Doctor mein Wort.

Der General ſchickte mir ſchon um drei Uhr einen Wagen. Er empfing mich in einem ſchlichten blauen Überrock. „Müßen's einem alten Soldaten ſchon zu gute halten,“ ſagte er, „wenn er Sie um Ihre Geſellſchaft bittet, ehe er noch um Erlaubniß gebeten hat, Ihnen ſeinen Beſuch machen zu dürfen, und dann noch obenein Sie im Hauskleide empfängt. Aber man hat mir geſagt, die Treppe zu Ihrer Stu-

be ſei etwas ſteil, und meine Wunden haben denn gegen das Steigen der ſteilen Treppen mancherlei einzuwenden."

„Herr General," erwiederte ich, „das Vergnügen, in Ihnen ein theilnehmendes Herz gefunden zu haben, deſſen ich ſo lange entbehrte, iſt zu groß, als daß ich durch die Nichtbeachtung irgend einer Förmlichkeit gekränkt werden könnte."

„Was die theilnehmenden Herzen betrifft," fiel der Doctor ein, „ſo muß ich doch bitten, eins nicht zu vergeſſen, das auf dieſen Namen Anſpruch machen zu können meint."

„Ich weiß, was ich Ihnen ſchuldig bin," ſagte ich, „aber Sie ſind auch faſt der Einzige, den ich von dem Vorwurfe ausnehme, den ich denen mache, die mich in meiner Verlaſſenheit kannten."

Der General wünſchte hierauf meine Geſchichte zu hören, die ich ihm freilich nicht ſo erzählen konnte, wie ſie Ihnen bekannt iſt; aber Belcour, der ziemlich genau davon unterrichtet war, ergänzte, wo ich Lücken ließ, und der General

ergrimmte über Ernſt's Leichtſinn und Gewiſſen-loſigkeit, wie er's nannte.

„Sie wiſſen nicht," erwiederte ich, „wie ſchmerzhaft mir Ihr Urtheil iſt; der Graf mag durch Umſtände abgehalten ſein, für mich zu ſorgen, böſe iſt er gewiß nicht; noch kürzlich hat er mich in Frankfurt beſucht, und heilig verſichert, er werde für mich und mein Kind ſorgen."

„Und wodurch hat er bisher Ihre und Ihres Kindes Exiſtenz geſichert?" fragte der General mit unwilligem Geſicht. „Hat er Ihnen ſeine Pläne ſchon mitgetheilt, oder irgend einen Schritt gethan, wodurch Sie für die Zukunft beruhigt worden ſind?"

„Noch nicht, Herr General," entgegnete ich, „aber ich hoffe das Beſte."

„Wie?" ſagte er darauf ſo laut und heftig, daß ich ordentlich davor erſchrack, „zwei Jahre hindurch haben Sie auf ihn gehofft, und noch jetzt beruht Ihre ganze Exiſtenz auf ſeiner Gnade, und er hat nichts für Sie gethan? Jene elenden dreihundert Gulden ausgenommen, hat er Sie

mit Verſprechungen hingehalten? Er läßt Sie grauſamer Weiſe in Elend und Betrübniß ſeufzen, und Sie erwarten noch etwas von ihm? O Madam, wie wenig kennen Sie die Menſchen! Seit der Geburt Ihres Sohnes, und noch lange vorher, hätte die Art Ihres Unterhalts ſchon beſtimmt ſein müſſen. Glauben Sie meiner Erfahrung; ich ſpreche aus reiner Freundſchaft; ſie zwingt mich, Ihnen die Binde von den Augen zu reißen. Heute ſchon haben Sie nichts mehr von dem Grafen v. K. zu erwarten. Gedenken Sie meiner traurigen Prophezeihung."

„Ach, Herr General," erwiederte ich mit Thränen im Auge, „Sie beugen mich tief, ſehr tief; kann auch ein Vater ſeines Kindes vergeſſen?"

„Ein ſolcher Vater, ja!" ſprach der General mit Nachdruck, „konnte er es leichtſinnig in die Welt ſetzen, ohne an die Zukunft zu denken, ſo wird er es auch leichtſinnig ſeinem Schickſale überlaſſen. Darum gehen Sie einer ſchrecklichen Zukunft entgegen, wenn Sie nicht andere

Auswege wiſſen, die Sie der Fürſorge des Grafen v. K. überheben. Sie werden, mit Ihrem Kinde an der Bruſt, einſam und verlaſſen, Hunger und Kummer leiden, und ſich glücklich ſchäzen müſſen, wenn Ihnen dann und wann einige Gulden als Almoſen zugeworfen werden.

„Ach, mein Ernſt,“ ſeufzte ich, „ſollteſt Du für die Opfer, die ich Dir brachte, mir ein ſolches Schickſal bereiten?“

Der Doctor ſtand, ohne ein Wort zu ſprechen, am Fenſter, und ſah mich unverwandt an mit den großen glühenden Augen. „Herr General,“ ſagte er endlich, „ſehen Sie die Thränen der Unglücklichen, Ihre Worte zermalmen ſie.“

„Ich ſage die Wahrheit!“ polterte hierauf dieſer, „und die Wahrheit mag Weinen oder Lachen erzeugen; ſie iſt immer gut. Aber ich wollte ſie nicht niederbeugen, ſondern aufrichten. Wollen Sie mir erlauben, Ihre Lage zu verbeſſern, ſo dürfen Sie gebieten — ich bin reich. Wir ſprechen weiter darüber.“

Er bat mich, zu Tiſche bei ihm zu bleiben;

ich entſchuldigte mich mit der Unmöglichkeit, meinen Kleinen ſo lange verlaſſen zu können, und ging, obgleich er mir ſeinen Wagen anbot, zu Fuße. Der Doctor begleitete mich. Mein Gott, wie er mich unterwegs bald mit ſo wehmüthigen, bald mit ſo freundlichen Blicken anſah! Er iſt ein lieber, artiger, beſcheidener Mann dieſer Doctor.

Ach, Mutter, es thut wohl, theilnehmende Herzen zu finden! Hat mir denn der General auch alle Hoffnung auf des Grafen Fürſorge abgeſchnitten, ſo hat mir der Himmel doch in ihm und Belcour Freunde geſandt, wenn auch auf kurze Zeit. Ihre

Pauline.

Drei Tage ſpäter.

Ich habe dem Grafen geſchrieben, ihn an ſein Verſprechen erinnert, ihm meine troſtloſe Lage geſchildert, und um etwas Gewiſſes für mich und meinen Sohn gebeten, damit wir doch auch im Fall ſeines Todes geſichert wären.

Pauline.

Der Graf v. K. an Pauline.

K., den 19. Aug. 1809.

Es iſt mir unangenehm, daß ich heute nicht mit dem ſonſtigen Vergnügen auf Deinen letzten Brief, den ich erſt geſtern erhielt, antworten kann.

Schon das verſtimmt mich, daß Du ſo ſelten etwas von Dir hören läßt, da doch die Unterhaltung mit mir das einzige Geſchäft ſein ſollte, das Dir obliegt. In der That kann ich nicht läugnen, daß mich eine ſolche Vernachläſſigung von Deiner Seite auf ſchlimme Gedanken bringt, und Du ſelbſt trägſt in Deinem Briefe nicht wenig dazu bei, dieſe zum Argwohn zu ſteigern.

Was mögen die beiden Herren, von denen Du ſchreibſt, der franzöſiſche General und der liebenswürdige Doctor, doch wohl für Leute ſein? Wie weit geht eigentlich der Umgang, in welchen Du Dich mit ihnen eingelaſſen haſt? Ich kann nicht läugnen, daß ich auf die Beantwortung dieſer Frage höchſt begierig bin.

Ein Frauenzimmer, das, wie Du, einem Manne Verbindlichkeit hat, und Rückſicht auf ihn zu nehmen ſchuldig iſt, ſollte jeden Umgang mit andern Männern meiden, und ſchon vor dem böſen Schein ſich hüten. Bis jetzt will ich alles auf Rechnung Deiner großen Jugend und Deiner Unerfahrenheit ſchreiben, und erwarten, daß dieſer verdächtige Umgang abgebrochen wird.

Du wünſcheſt Geld von mir zu bekommen, und ich habe dafür geſorgt, daß Du es empfängſt.

Auch für Deine Zukunft haſt Du nicht nöthig in Sorgen zu ſein. Laß mich allein dafür ſorgen. Bis jetzt bin ich freilich nicht im Stande, Dir mehr als fünfhundert Thaler jährlich zu geben; damit mußt Du zufrieden ſein. Sollte ich einſt im Stande ſein, Dir mehr anbieten zu können, ſo werde ich Deiner nicht vergeſſen.

Adieu! Antworte mir bald und umarme den lieben Kleinen in meinem Namen.

Ernſt, Graf v. K.

Antwort auf den vorſtehenden Brief.

Wilhelmsbad, den....

Ach, Herr Graf, wie hart behandeln Sie Ihre Pauline! Sie zürnen über das Ausbleiben meiner Briefe, und fragen mich ſpöttiſch, ob mich Geſchäfte abhalten, Ihnen zu ſchreiben? Rechnen Sie denn den Umzug von Frankfurt hierher für nichts? Glauben Sie nicht, daß, ungeachtet der Geringfügigkeit meiner Sachen und meines Hausrathes, dennoch viel Zeit zu einer neuen Einrichtung verloren geht?

Ich will Ihnen Ihre Vorwürfe nicht zurückgeben; aber ſollte es nicht ſchmerzlicher für mich ſein, wenn Ihre Briefe, in denen ich Troſt in meiner Lage erwarte, oft ſo lange ausbleiben? Oder wäre meine Furcht vor der Zukunft nicht gegründet, wenn ich, nach vielen Bitten, noch keine Beſtimmung über das erhalten habe, worauf ich mit meinen nöthigen Ausgaben rechnen zu können wünſchen muß?

Sie verſichern mir in Ihrem Schreiben fünfhundert Thaler für dieſes Jahr zu, und thun das in Ausdrücken, als ob ich Millionen von Ihnen verlangt hätte. Ach, Ernſt, ich wäre mit viel Wenigerm zufrieden, wenn ich es nur bekäme! Aber auch von jenen dreitauſend Franken habe ich noch keinen einzigen geſehen, und doch wiſſen Sie, in welcher drückenden Lage ich mich befinde.

Sollte die Hülfe noch länger ausbleiben, ſo müßte ich flüchten von hier, um meinen Schuldnern zu entgehen, und ich würde dann in K. ganz unerwartet erſcheinen, ſo unangenehm Ihnen dies auch ſein dürfte.

Sie wiſſen, Herr Graf, wie ich Sie liebe, und wie ich, obgleich getrennt von Ihnen, durch Ihren eignen und Ihrer Mutter Willen, noch immer mit ganzer Seele an Ihnen hänge. — Laſſen Sie meine Blicke in die Zukunft nicht mehr ſo trübe ſein.

Pauline.

Pauline an ihre Mutter.

Wilhelmsbad ....

Es iſt mir ein angenehmes Gefühl, theure Mutter, und der ſüßeſte Troſt, wenn das Gefühl meiner Verlaſſenheit mich beunruhigt, Ihnen zu ſchreiben, und ich fühle mich gerade dann am wohlſten, wenn ich alles, was auf meinem Herzen iſt, Ihnen gebeichtet, und auch nicht das Kleinſte verſchwiegen habe.

Obgleich ich von Graf Ernſt, aller Verſprechungen ungeachtet, noch nichts erhielt, ſo befinde ich mich doch jetzt in einer erträglichen Lage, weil es Menſchen hier giebt, die ſich für mich zu intereſſiren ſcheinen, und durch ihren Umgang mein Leben weniger einſam und einförmig machen.

Der General erzeigt mir fortwährend viel Güte, und weiß das, wodurch er einem Bedürfniſſe bei mir abhelfen, oder mir eine Freude machen kann, ſo fein und anſpruchlos zu geben,

daß ſeine Geſchenke mich nicht beſchämen, und ihm neben der Dankbarkeit meine innige Hochachtung erwerben.

Belcour, ſein Arzt, ſeine rechte Hand, ſein Alles, bringt manchen Augenblick auf unſerm kleinen Stübchen in meiner und Stephaniens Geſellſchaft zu. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr dieſer liebenswürdige Menſch ſich unſer Beider Zutrauen erworben hat!

Er iſt nicht von ſo ſchönem, vortheilhaften Äußern, als Graf Ernſt, ſpricht nicht mit ſo vieler Leichtigkeit und Gewandheit, auch ſcheint die Sorgfalt, die er auf alle Kleinigkeiten ſeines Anzugs wendet, nicht ſo groß zu ſein; aber ſeine Feinheit im Umgange, ſeine Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit, auch dann, wenn er Jemanden die größten Dienſte erzeigt hat, nehmen ſchnell für ihn ein, und man befindet ſich wohl in ſeiner Geſellſchaft; denn er ſpricht nie zuviel und immer gut, und wenn er nicht mit kleinlicher Sorgfalt ſeinen Anzug wählt, ſo beſitzt er auch nicht die lächerliche Eitelkeit des

Grafen, der nichts lieber, als ſein Bild im Spiegel ſieht.

Lächele nicht, liebe Mutter, daß ich für den jungen Mann ſo ſehr eingenommen bin; Stephanie iſt es auch, und er verdient es. Niemand nahm je ſo warmen, brüderlichen Antheil an meinem Schickſal, als er. Er kann Stunden lang neben mir ſitzen, wenn ſeine Geſchäfte es erlauben, und ſich von mir die Begebenheiten meines Lebens erzählen laſſen. Er ſieht mir zu bei meinen weiblichen Arbeiten, lobt lächelnd meine Geſchicklichkeit, tändelt mit dem kleinen Ernſt, und weiß tauſend Schwänke zu erzählen, die uns die Zeit oft angenehm vertreiben.

Und doch, Mutter, ich geſtehe es aufrichtig, würde ich die guten Eigenſchaften des Doctors nicht ſo ſehr bemerken, noch weniger mich dadurch ſo zu ihm hingezogen fühlen, wäre nur das Betragen des Grafen Ernſt gegen mich beſtändiger und weniger wankelmüthig.

Wahrhaftig, ſeine Briefe ſind nur ſelten die eines Mannes an ſeine Geliebte; gewöhnlich

in einem harten, vorwurfsvollen, ſchulmeiſteriſchen Tone geſchrieben, enthalten ſie nichts als Verſprechungen, die nie zur That werden, und erfüllen das Herz, das immer mit unausſprechlicher Liebe an ihm hing, mit Bitterkeit.

Meine, mit aller der Offenheit, die Sie an mir rühmen, geſchriebenen, Briefe enthielten einige Worte über den General L., über ſeinen Character und über das Vergnügen, das ich in ſeiner Geſellſchaft fände. Dieſe Offenherzigkeit hat die Eiferſucht des Grafen erregt, weil er ſie vielleicht mit andern Berichten über mich, die er von hier aus empfängt, verglichen haben mag. Ich zweifle auch keinen Augenblick mehr, daß alle meine Schritte gewiſſen Beobachtungen unterworfen ſind, die eine weniger feine Sprache mit einem andern Ausdrucke bezeichnet, und Veranlaſſung zur Erdichtung von Fehltritten geben, von denen meine Seele ſich rein weiß. Wie wäre die Sprache in ſeinen beiden letzten Briefen ſonſt möglich!

Die Sache iſt zwar wahrhaft lächerlich! —

vergeſſen Sie nur nicht, daß der General ein Funfziger iſt, daß ſeine Kränklichkeit und ſeine Wunden ihn verſtimmen, und ihm oft das Leben verbittern, und endlich, daß ich es ſelbſt war, die dem Herrn Grafen unbeſonnener Weiſe über meinen Beſuch bei ihm Bericht abſtattete; aber es ſcheint ein Vorwurf nöthig zu ſein, der meine bereits erduldeten, oder noch zu erduldenden Leiden entſchuldigen ſoll. Da reicht denn der mindeſte Schein gegen mich hin.

Sagen Sie nicht, liebe Mutter, mein Urtheil ſei hart; rücken Sie mir nicht vor, daß ich vor wenigen Wochen in einem ganz andern Tone über meinen Ernſt geſchrieben habe. Jener andere Ton beweiſet Ihnen nichts weiter, als wie ſehr ich ihn liebte, wie gern ich ihm jede zugefügte Kränkung verzieh, und wie leicht ich Mangel und Entbehrungen, die ich durch ſeine Schuld litt und ertragen mußte, vergaß, wenn ich ein freundliches Wort von ihm empfing, oder gar einen Sonnenblick von alter Liebe und Zuneigung auf ſeinem Antlitze ſah.

Aber jeżt, da ich unaufhörlich nicht allein getäuſcht, ſondern auch mit harten Worten gekränkt werde, wird meine Liebe unter den langen Stürmen erſchüttert, und die beſſere Zukunft ſcheint ſich mit jedem Tage der getäuſchten Erwartung weiter von mir zu entfernen.

Alle Opfer, die ich ihm brachte und noch bringe, dienen nur dazu, mich zu verderben; meine Jugend geht unter ſchmählichen Entbehrungen und Verſagungen des Nothwendigſten dahin; meine ſchuldloſe Einfachheit und Offenherzigkeit belohnt jeżt tolle Eiferſucht, und kurz, eine, mir ſonſt ganz unbekannte, Bitterkeit gegen den Urheber meiner Leiden hat ſich meines ganzen Weſens bemeiſtert.

Ich lebe ja nicht mehr, ſondern ich ſchmachte nur dahin, und wäre der achtungswerthe General L. nicht hier, wer weiß, ob ich noch lebte.

Die Briefe, die ich dem Grafen ſchrieb, ſprachen in den wehmüthigſten Ausdrücken den Zuſtand aus, in welchem ich mich befand; ich bat ihn, mich mit ſeinem Kinde nicht der Ver-

zweiflung zum Raube zu geben, oder mich frem= der Hülfe zu überlaſſen, und die Antworten, die ich darauf empfing, waren trocken und leer, und trugen keine Spur von den Gefühlen an ſich, die er einſt für mich zu haben verſicherte.

Es wird Balſam ſein für das zerriſſene Herz, wenn Sie mich bereden können, es ſei noch nicht alle Hoffnung verloren, und der General habe unwahr geredet, als er zuerſt mir ein trauriges Prognoſtikon ſtellte.

Pauline.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Wilhelmsbad ....

Ich ſoll nicht wieder ſo leichtſinnig trauen, ſchreiben Sie, meine gute Mutter, ich ſoll erſt erwarten, ob hinter den Beweiſen von Freund= ſchaft und Aufmerkſamkeit des alten Generals nicht gewiſſe ſelbſtſüchtige Abſichten verſteckt ſind?

Ja, Mutter, ich bin noch immer ein ſchwaches, leicht getäuſchtes Kind, und Sie dürfen ſich deshalb um ſo weniger wundern, wenn ſchöne Worte und glatte Verſicherungen mich ſchnell zu fröhlichen Hoffnungen ſtimmen, und erlittene Kränkungen eben ſo bald die Hoffnung verſcheuchen, und mein, vom Sturme früher Leiden bewegtes, Herz mit Bitterkeit erfüllen.

Das iſt ſo ein Stück von einer Vorrede, die ich nöthig hatte, um einen Eingang zu dem zu finden, was ich, eigentlich zur Beſchämung meiner eigenen kindiſchen Leichtgläubigkeit, Ihnen erzählen wollte, und doch weiß ich noch immer nicht ſo recht, wie ich, oder wo ich anfangen ſoll.

Ja, Mutter, meine Menſchenkenntniß hat mich ſchrecklich getäuſcht, und zwar bei einem Manne, welcher — doch hören Sie:

Belcour, der nicht aufgehört hat, uns täglich zu beſuchen, war eines Tages ſehr nachdenkend und in ſich gekehrt, er ſah mich oft mit wehmüthigen Blicken an, und ſein Auge ruhte dann lange auf dem meinigen, als wolle er irgend

etwas auf meinem Geſichte leſen. Er ſprach viel von dem hohen Werthe weiblicher Tugend, wobei er zu verſtehen gab, daß der Fehltritt, wozu ich als ein unerfahrenes Kind mich habe verleiten laſſen, mich in ſeinen Augen nicht verdammungswürdig mache, und daß er mich nur um ſo höher ſchätzen werde, je ſtandhafter ich der Verſuchung künftig widerſtehen, und je unbeſcholtener mein fernerer Wandel ſein werde.

„Es wäre Schade um dieſe edle Geſtalt, um dieſe, das Gepräge der Unſchuld tragenden, Züge, um dies ſchöne himmliſche Auge,“ ſagte er mit großer Bewegung, „wenn — wenn — ach, Pauline!“

„Belcour,“ erwiederte ich verwundert, „ich begreife Sie nicht; ſo habe ich Sie ja noch nie geſehen!“

„Sie begreifen mich nicht,“ ſagte er mit einem tiefen Seufzer, ſo errathen Sie mich. Ich habe kein Recht, den Prediger der Moral bei Ihnen zu machen. Bewahren Sie Ihre Tugend; der Teufel geht umher wie ein brüllender

Löwe.“ — Er küßte mir die Hand und eilte davon.

Gegen den Abend empfing ich einen Beſuch von dem General, der mich mit ungemeiner Freundlichkeit und Herzlichkeit begrüßte.

„Madam,“ ſagte er, nachdem er ſich neben mich geſetzt hatte, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, „wie ſchlecht wohnen Sie, wie übel ſind Sie meublirt! — Mein Gott, ſolche Geſtalt, ſolche Reize, und in einem ſo elenden Zimmer! Ihr Graf muß ein wunderlicher Menſch ſein, ſonſt dürfte ſeine Geliebte ſo nicht wohnen.“

„Seine Geliebte, ſagen Sie, Herr General,“ erwiederte ich, „woher wiſſen Sie, daß ich's noch bin?“

„Der Zuſtand wenigſtens, in welchem ich Sie finde,“ entgegnete er, „beweiſet es nicht, Madam, Sie haben mir, meine ich, einige Beweiſe von Zutrauen und Neigung gegeben. O, wäre ich ſo glücklich, mich nicht geirrt zu haben!“

„Geirrt?“ ſagte ich, ihn verwunderungsvoll anſehend, „nein, nicht geirrt, ich habe ein unbegränztes Zutrauen zu Ihrer Redlichkeit und Menſchenliebe.“

„Pauline,“ rief er hierauf, meine Hand ergreifend, „erhalten Sie mir dies Zutrauen, gebieten Sie über mich; eine unüberwindliche Neigung für Sie iſt in mir entſtanden; ich liebe Sie mit dem Feuer eines zwanzigjährigen Jünglings; folgen Sie mir nach Paris, theilen Sie mein großes Vermögen mit mir, ohne daß ein läſtiges Eheband uns bindet, und ein glänzendes Loos ſoll in unſerm ſchönen Vaterlande das ihrige werden! Der Graf v. K. hat weiter keine Anſprüche auf Sie zu machen, er hat Sie verlaſſen.“

„Herr General, um Gottes Willen!“ rief ich, und die hellen Thränen ſtürzten mir aus den Augen.

„Danken Sie nicht,“ ſagte er mit dem Ausdruck der Freude, „ich werde mich glücklich ſchätzen, der Ihrige zu ſein. Nehmen Sie einſt-

weilen ein Geſchenk von hunderttauſend Livres zur Beſtreitung der nöthigſten Bedürfniſſe, und ſein Sie von nun an für Ihre Zukunft unbeſorgt.“

„Mein Herr,“ rief ich, jetzt erſt der Sprache wieder mächtig, die mir Erſtaunen und Beſchämung genommen hatte, „ich achte Sie, und Sie ſind vielleicht der einzige Mann, den ich glaubte mich anvertrauen zu dürfen, aber um ſo ſchmerzlicher bedaure ich, daß ich Ihnen die gute Meinung von mir nicht habe einflößen können, die mein größter Stolz geweſen wäre! Ich bin arm, meine Zukunft iſt unſicher, ich kann ins größte Elend verſinken; aber ich bitte Sie, habe ich denn hier in Wilhelmsbad mich etwa ſo betragen, daß Sie hoffen durften, mit ſo beſchämenden Anträgen bei mir Gehör zu finden? Nein, ich werde nie, weder meine Pflicht, noch meinen Sohn vergeſſen!“

„Iſt dieſer Sohn auch etwa ein Zeuge Ih=

rer Pflichterfüllung?“ erwiederte der General mit einer ſpöttiſchen Miene.

„Ich verdiene den Vorwurf,“ antwortete ich, „denn ein Frauenzimmer, das ſich einen ſolchen Fehltritt hat zu Schulden kommen laſſen, ſcheint immer die Spröde ſpielen zu wollen, wenn ſie ähnliche Anträge zurückweiſet; aber wenn auch die große Jugend, in der ich dem leichtſinnigen Verführer alles gab, was ein Mädchen zu geben hat, nicht zu meiner Entſchuldigung hinreichend iſt, ſo ſoll Ihnen doch die Beſtimmtheit, mit der ich Sie, Herr General, bitte, mich mit ihren Anträgen zu verſchonen, zeigen, daß ich nie laſterhaft, ſondern nur unglücklich war.“

„Ich habe zu meiner Beſchämung genug gehört,“ erwiederte er, „aber wenn ich Ihnen auch mit meiner Liebe läſtig geweſen bin, ſo ſoll mich das nicht hindern, Sie hoch zu achten, und Ihnen zu dienen, wo ich kann.“

„Es iſt die traurige Folge der Sünde, daß

ſie ſtets neue Verſuchungen nach ſich zieht," erwiederte ich mit Thränen im Auge.

„Vergeben Sie mir, wenn Sie können," ſagte er bewegt, drückte mir heftig die Hand, und verließ mich.

Die Gewalt, die ich mir anthun mußte, meinen Unwillen über ſeine unwürdigen Anträge zurückzuhalten, um die Dankbarkeit, die ich ihm ſchuldig war, nicht aus den Augen zu ſetzen; die tiefe Beſchämung, und der Kummer, zu ſehen, daß unſer Geſchlecht bei unſern Landsleuten kein anderes Intereſſe, als das des Eigennutzes, erregen kann, drückte mich zu Boden; ich wurde krank. Der Wahrheit die Ehre! Der General betrug ſich bei der Nachricht davon mit Edelmuth und Zartheit; Belcour durfte keinen Fleiß ſparen, und als ich nach einigen Tagen wieder hergeſtellt war, verließen Beide Wilhelmsbad, ohne mich wiederzuſehen.

Ach, liebe Mutter, der tödtliche Streich auf meine Ruhe iſt geführt! Mein Glaube an

die Menſchen iſt entflohen, und auch mein letzter Troſt verloren — die Täuſchung!

Gott ſei mit Ihnen, und ſende mir heilenden Balſam für mein tief verwundetes Herz!

Pauline.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Wilhelmsbad, im November 1809.

Graf Ernſt iſt hier geweſen, liebe Mutter. Ach, wie er mich erſchreckte! Morgens früh um ſechs Uhr klopfte es heftig an meine Thür. Da ich ſo plötzlich aus dem Schlafe geweckt wurde, und natürlich erſt die Stimme desjenigen zu kennen bemüht war, der mit ſolchem Ungeſtüm eingelaſſen zu werden verlangte, auch nothwendig erſt einen Mantel oder ſonſt etwas umwerfen mußte, ehe ich die Thür öffnen konnte, ſo währte es begreiflicher Weiſe etwas lange, ehe ich ſeinen Willen erfüllte.

Kaum aber war der Riegel zurückgeſchoben, als der Graf ſtürmiſch hereinſtürzte, mit Geräuſch einen Kleiderſchrank aufriß, in allen Ecken herumſuchte, und — mogte er nun den Eiferſüchtigen blos ſpielen, oder wirklich von eiferſüchtiger Wuth befallen ſein — mich in einen ſolchen Schrecken verſetzte, daß ich ſprachlos da ſtand.

Was doch das menſchliche Herz für ein wunderliches, räthſelhaftes Ding iſt! Derjenige, der die erſte und einzige Urſache aller meiner Noth und meines Elends war, konnte ſich doch nicht enthalten, mich zu bedauern.

Stumm und ſtarr ſtand ich da, während er ſeine Nachſuchungen anſtellte; das Herz wollte zerſpringen vor Schrecken, vor Wehmuth und Betrübniß über dieſe Behandlung des Mannes, dem ich im Augenblicke des plötzlichen unvermutheten Wiederſehens noch immer gern in die Arme gefallen wäre. Ich konnte nicht weinen, ich hielt meine Hände gefaltet, und folgte allen ſeinen Bewegungen mit den Augen.

„Ernſt!“ ſagte ich endlich, als er erſchöpft von dem Eifer, mit welchem er in Stube und Kammer den Schrank durchſucht, zur Seite geſchoben, und gebückt allenthalben Nachſuchungen angeſtellt hatte, ſich auf einen Stuhl warf, ohne noch das kleinſte Wörtchen zu meiner Begrüßung geſprochen zu haben.

„Pauline!“ rief er, mit einem ſchmerzlichen Blicke in dem armſeligen Zimmer umherſehend, ſprang dann auf, beugte ſich über die Wiege, in der ſein ſchlafendes Kind lag, rang die Hände, und ſeufzte mit dem weichſten Tone der Stimme: „armer Kleiner!“

Da löſete ſich die ſchmerzliche Wehmuth in meiner Bruſt in Thränen auf, ich ſchluchzte laut. „Auf dieſe Weiſe beſuchen Sie, nach langer Vernachläſſigung, Ihre Verlaſſene?“ ſagte ich, „o mein Gott, mein Gott!“

Seine Reue, ſein Mitleid bewegte ihn nun bis zur tiefſten Rührung, mehrere Male wiederholte er die Worte: „Arme Pauline, armes Kind!“ und große Tropfen rollten ihm über die

Wangen, gleich als wäre er nicht der Urheber des Elends geweſen, das er beklagte, da doch ein Wort von ihm hingereicht hätte, ihm ein Ziel zu ſetzen.

Ja, Mutter, nichts iſt vielleicht in der Geſchichte des menſchlichen Herzens ſonderbarer geweſen, als dieſe Rührung des Grafen. Es ſchien, möchte ich wohl ſagen, als hätte er zwei Seelen; die eine, um mich langſam zu Tode zu martern, die andere, um über den Zuſtand, in welchen er mich verſetzt hatte, zu klagen. Es ſchien, als wollte er ſich von ſich ſelbſt unterſcheiden; denn indem er vergaß, daß mein Schickſal nur ſein Werk, und er mein Verderber war, vergoß er Thränen über den Zuſtand, in welchem er die ſah, die er aus den Armen der Ihrigen durch falſche Vorſpiegelungen geriſſen, und um das Glück ihres Lebens gebracht hatte.

„Haben Sie ſich von dem Ungrunde Ihres Verdachts überzeugt?“ ſeufzte ich, das Stillſchweigen von neuem brechend, indem ich noch

immer, in meinen Kindermantel gehüllt, mitten im Zimmer ſtand.

„Ach, Pauline," antwortete er aufſpringend und auf mich zugehend, „Du biſt Schuld an meinem raſenden Betragen! kannſt Du mir vergeben?"

„Erlauben Sie, Graf," ſagte ich, ſeiner Umarmung ausweichend, „ich darf ſo nicht länger vor Ihnen ſtehen," und trat in meine Schlafkammer, um mich anzukleiden; „es iſt ſehr kalt heute."

„Ach freilich!" hört' ich ihn ſagen, als ich die Thür hinter mir verſchloſſen hatte, „und kein Ofen, kein Kamin — nichts, nichts dergleichen in dem elenden luftigen Zimmer."

Er ging mit großen Schritten auf und ab, als ich angekleidet zu ihm hereintrat.

„Du entläufſt mir," ſagte er; „darf ich bei Deiner Toilette nicht mehr zugegenſein? — Bin ich meiner Pauline ſo fremd geworden?"

„Ihre Pauline?" erwiederte ich, „bin ich denn das? Nein, Herr Graf, wie könnten Sie

Ihre Pauline dem bitterſten Mangel, der Kälte und ungeduldigen Gläubigern zur Beute laſſen! Noch wenige Wochen, und der Eigenthümer dieſes Hauſes wird mich ſammt dem unſchuldigen Würmlein dort vor die Thür ſetzen.“

Da ſei Gott vor, mein Mädchen!“ rief er; „er wird Dich gern hier behalten, er wird Dir ſogar ein beſſeres Zimmer geben, wenn Du es verlangſt.“

„Verlangen?“ erwiederte ich, „wie kann ich Unglückliche etwas verlangen, da ich nicht im Stande geweſen bin, den kleinen Miethzins für dies ſchlechte Stübchen zu bezahlen!“

„Ich werde mit dem Manne ſprechen,“ entgegnete er, „ſeine Forderung befriedigen, und Dir ein warmes Zimmer im zweiten Stock ausſuchen. Alles, was Du ſonſt bedarfſt, ſoll Dir werden.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ ſagte ich; „vielleicht werden Sie diesmal Ihre Verſprechungen nicht wieder vergeſſen. — Indeſſen bin ich Ihnen noch einen augenſcheinlichen Beweis von

dem Ungrunde Ihrer frühern Eiferſucht ſchuldig. Mit dieſen Worten öffnete ich einen Auszug meiner Commode, nahm einen Brief des Generals L. heraus, den ich, wider mein Erwarten, von ihm bekommen hatte, und bat ihn, zu leſen.

Der General giebt mir darin Auskunft über meinen Bruder, die Sie, liebe Mutter, bei der erſten Nachricht von meiner Bekanntſchaft mit ihm wünſchten, bezeugt mir noch einmal ſeine Achtung, bietet mir ſeine Dienſte an, wenn ich ihrer bedürfte, und droht mir, wie er oft gethan, mit einer beweinenswerthen Zukunft. Nie konnte ein Eiferſüchtiger deutlicher von ſeiner Thorheit überzeugt werden.

„Liebe Pauline,“ ſagte der Graf etwas beſchämt, „warum ſchriebſt Du mir auch ſo viel Lobendes von dem Menſchen? warum thateſt Du mir nicht den Gefallen auf meine Fragen nach Deinem Umgange in beſtimmten Ausdrücken zu antworten? Du hätteſt uns Beiden dieſen Kummer erſparen können.“

Ich ſagte ihm zu meiner Entſchuldigung,

was ich vermochte, daß der Verdacht ſchon kränkend für mich geweſen ſei, daß die drückende Noth, um deren Abhülfe ich ihn dringend gebeten habe, mich verhindert hätte, an weitläufige Erörterungen anderer Art zu denken. Da umarmte er mich zum Zeichen ſeiner Verſöhnung, und ſchlug mir vor, mit ihm nach Frankfurt zu fahren, weil ſeine Geſchäfte ihm keinen langen Aufenthalt erlaubten.

Dieſe Reiſe war klein, und hatte für mich nichts ſonderlich Angenehmes; aber der Graf wünſchte meine Geſellſchaft, verſprach zur Mittagszeit wieder zurückzuſein, und ich fuhr mit ihm.

„Ernſt,“ ſagte ich, als ich mich zu ihm in den Wagen ſetzte — denn er befahl mir, ihn ſo zu nennen — „mein Kind hat nur einmal dieſen Morgen getrunken, verſprechen Sie mir, nicht zu lange zu verweilen!“

„Sehr gern,“ erwiederte er, mich an ſich drückend; „aber was wird mir für meine Bereitwilligkeit?“

„Was Sie ſchon haben,“ entgegnete ich, „meine Liebe, meine Treue, nur vergeſſen Sie mich nicht mehr, wie Sie bisher thaten.“

Er verſprach Alles; frühes Zurückkehren, Bezahlung meiner Schulden, Sorge für mich und mein Kind. Der General mit ſeinen Prophezeihungen ſollte zu Schanden werden.

Neue Hoffnungen ſtiegen in mir auf; ſeine Händedrücke, ſeine feurigen Küſſe berechtigten mich zu dem Glauben, er werde alle ſeine Verſprechungen erfüllen, und keine ſeiner Betheurungen vergeſſen.

Aber ſchon in Frankfurt ſah ich mich in der erſten betrogen. Er ließ mich allein im Gaſthofe, unter dem Vorwande, einen Freund zu beſuchen, und kam erſt am ſpäten Abend wieder zurück.

Am folgenden Morgen beſuchte er mich noch einmal, um Abſchied zu nehmen. Er hielt mich lange in ſeinen Armen, küßte ſeinen Sohn, verſprach mir, mich gleich nach ſeiner Zuhauſekunft mit allem Nöthigen zu verſorgen, und reiſete ab.

In einem Briefe, den er von A. aus mir geſchrieben hat, zeigt er mir, daß er noch an mich denkt, und läßt mich das Beſte hoffen.

Pauline.

Dieſelbe an Dieſelbe.

Wilhelmsbad, den 15. Jan. 1810.

Sie haben lange nichts von mir gehört, theure Mutter, weil ich nichts Erfreuliches Ihnen zu ſchreiben wußte.

Graf Ernſt hat viel verſprochen und nichts gehalten. Unſere Bedürfniſſe machen ſich auf's grauſamſte fühlbar, meine Briefe werden alle mit Verſprechungen beantwortet. Dieſe Münze koſtet ja ſo wenig! Stephanie hat eine, ihr in Dresden angebotene, Stelle angenommen, um meinen Unterhalt nicht noch mehr zu erſchweren. Auf ihrer Hinreiſe war ſie in K., um den Grafen und ſeine Mutter noch einmal an mich zu erinnern.

Drei Monate ſind indeſſen verfloſſen; im ſtrengſten Winter bin ich ohne alle Hülfe, und weder der Graf noch ſeine Mutter ſcheint ſich meiner zu erinnern. Zu viele Leiden haben mein Herz mit Erbitterung erfüllt, denn alle Geduld und Nachgiebigkeit hat mich nichts weiter gelehrt, als daß dem Unglücklichen um ſo mehr aufgebürdet wird, je mehr er ſich gefallen läßt. Ein verzweifelter Entſchluß keimt in meiner Seele — die dringendſte Noth zwingt mich, zu vergeſſen, daß ich ein ſchwaches Weib von ſiebenzehn Jahren bin, und ein Kind an meinem Buſen tränke — mag die Kälte grimmig ſein, ich werde mich und meinen Ernſt einhüllen, ſo gut ich's vermag, meiner Schweſter nach Dresden folgen, und unterwegs den Grafen in ſeinem Wohnorte aufſuchen.

Pauline.

Stephanie an Pauline.

Am Donnerſtage gegen Abend bin ich hier angekommen, und meine erſte Beſchäftigung war, dem Grafen zu ſchreiben. Es war Ball bei ihm; er muß ſo zerſtreut geweſen ſein, daß er geglaubt hat, der Brief ſei von Dir, denn er ließ mir ſagen, ich möchte mein Zimmer nicht verlaſſen; am folgenden Tage wolle er mich benachrichtigen, wann und wo er mich ſprechen könne.

Den Morgen darauf ſchickte er mir die Kammerfrau ſeiner Schweſter, der Gräfinn C..n, mit einem Briefe, um mir anzuzeigen, daß ich zwiſchen neun und zehn Uhr abgeholt werden würde.

Zur beſtimmten Zeit kam dieſe wieder, und führte mich in den gräflichen Palaſt, wo ich durch die Frau Gräfinn C..n ſelbſt, die eine der liebenswürdigſten Damen iſt, die man finden kann, empfangen wurde. Sie ſprach mit vieler Güte über Dich, und ſagte, daß ſie entzückt ſein würde, unſern kleinen Ernſt zu ſehen.

Ich habe eine Weile mit ihr geplaudert, als wenn wir alte Bekannte geweſen wären.

Da der Graf lange ausblieb, ließ ſie ihn holen. Er fragte mich, wo ich hinginge, und ich antwortete ihm, nach Dresden, erzählte ihm, daß Du ſeit ſeiner Abreiſe nicht wohlſeiſt, und wiederholte, was ich geſchrieben hatte, daß Du Wilhelmsbad nicht eher verlaſſen könnteſt, bis Du bezahlt hätteſt, was Du ſchuldig wäreſt, und daß es Dir an Allem fehlte.

„Ich habe keine Nachricht von ihr,“ entgegnete er.

„Mein Gott, Herr Graf,“ erwiederte ich, „meine Schweſter hat mehrere Male an Sie geſchrieben, und ich erſtaune über das, was ich von Ihnen höre! Dieſer Brief wenigſtens iſt nicht verloren gegangen,“ ſetzte ich hinzu, indem ich ihm den überreichte, den Du mir mitgegeben hatteſt.

Er entfernte ſich, um ihn zu leſen, und bat mich, unterdeſſen zu ſeiner Mutter zu gehen, die mich zu ſprechen wünſche.

Ich begab mich daher ſogleich zu der Frau Gräſinn, die mich ſehr gütig aufnahm, und ſehr verbindlich mit mir ſprach. Sie ſagte, daß ſie Dich ſehr liebte, und Dich bei ſich behalten haben würde, wenn Dein Umgang mit ihrem Sohne nicht die bewußte Folge gehabt hätte; ſie ſei aber genöthigt geweſen, Dich zu entfernen, weil ein junges hübſches Mädchen, ſo nahe um den Grafen, keine ſonderlich paßliche Geſellſchaft für ihn geweſen ſein würde.

Die Familie ſcheint die günſtigſten Abſichten mit unſerm lieben kleinen Engel zu haben. Ich unterließ nicht, zu ſagen, wie gut und ſchön er iſt, und alle ſchienen es mit Wohlgefallen zu hören. Der Graf will ihn nicht in der Dunkelheit laſſen, ſondern ihm eine, ſeinem Range angemeſſene, Erziehung geben. Du, meine liebe Pauline, darfſt Dich über das Schickſal Deines Kindes nicht beunruhigen, und für Dich, hat mir die Gräſinn geſagt, müſſe ihr Sohn eine angemeſſene Summe hergeben.

Ich bemerkte, daß es unmöglich ſei, von

dem Wenigen, was er zu unbeſtimmten Zeiten Dir zukommen ließe, zu leben, und daß zu wünſchen wäre, Du habeſt etwas Gewiſſes, worauf Du rechnen und wonach Du Deine Ausgaben einrichten könnteſt. Die Frau Gräfinn ſchien mir beizupflichten, und ich hoffe, ſie werden ſich mit einander berathen, was zu thun iſt.

Indeſſen bin ich doch unzufrieden, weil ich aus Erfahrung weiß, daß Graf Ernſt nicht ſehr eilig in ſolchen Angelegenheiten iſt. Ich wollte, ſie machten den Anfang mit Abſendung einer kleinen Summe, und beriethen ſich nachher.

Die Frau Gräfinn bittet Dich, nicht durchzureiſen, im Fall Du nach Dresden gehen ſollteſt. Zu jeder andern Zeit, ſagte ſie, würde es ihr ſehr lieb ſein, Dich zu ſehen, aber in dem jetzigen Augenblicke wären Projecte im Werke, um welcher willen ſie es nicht wünſchen dürfe, und es gäbe neidiſche Menſchen, die zu ſchaden ſuchten.

Nach dem, was man mir von Dresden ſagt, iſt es mir faſt leid, dieſe Reiſe unternommen zu

haben. Sollte es mir dort nicht gut gehen, ſo werde ich mich Dir wieder zu nähern ſuchen, ohne Dir jedoch zur Laſt zu fallen, denn es iſt mir ſchmerzhaft, zu ſehen, daß Du Dir meinetwegen Entbehrungen auferlegen mußt.

Der Graf Ernſt hat zu ſeiner Mutter geſagt, daß er Dich größer und hübſcher gefunden habe, und daß Du täglich ſchöner würdeſt.

Ich bin nun von meinem Beſuche zurück, liebe Pauline, und mein Herz iſt viel leichter und froher. Man hat mir viel Freundſchaft und Höflichkeit erzeigt. Der Graf wird Dir einen Wagen ſchicken, und alles, was Du zur Reiſe brauchſt, auch Geld, um zu bezahlen, was Du ſchuldig biſt. Du ſiehſt, daß Du den verzweifelten Entſchluß, mit Deinem Kinde im Arme auf dem Poſtwagen mitten im Winter zu reiſen, diesmal nicht auszuführen nöthig haſt.

Stephanie

Der Graf an Pauline.

Biſt Du ſo traurig, meine arme Pauline? Dein letzter Brief iſt ja ein wahres Klag- und Jammerſchreiben. Immer bleibt es indeſſen problematiſch, ob es die Geldnoth iſt, die Dir die Klagetöne auspreßt, oder die aus der Langweile herrührende Schwermuth.

Was das erſte anbetrifft, ſo empfehle ich Dir Sparſamkeit, ohne welche Du in einer beſtändigen Verlegenheit Dich befinden wirſt. In Hinſicht auf das andere aber kann ich Dir keinen andern Rath geben, als den: ſuche Dich an die Einſamkeit zu gewöhnen, beſchäftige Dich, ſo gut Du kannſt. Ein Kind gewährt ja auch der Mutter Zerſtreuung genug.

Deine Schweſter iſt hier geweſen. Von ihr habe ich erfahren, daß Du in Dresden zu leben wünſcheſt, was ich Dir nicht verargen kann, weil jene daſelbſt wohnen wird. Iſt Dein Entſchluß feſt, ſo ſollen meine Pferde Dich dort hin-

bringen, nur mußt Du mir verſprechen, daß Du dort nicht von unſern Verhältniſſen ſprechen willſt. Benachrichtige mich davon, und überlaß' Dich keiner unnöthigen Betrübniß.

Ernſt.

Stephanie an Pauline.

Dresden, im Februar 1810.

Meine liebe, gute Schweſter!

Der Kummer, der Dich beugt, geht mir zu Herzen. Aber ich beſchwöre Dich bei der Liebe zu Deinem Kinde, Dich nicht immer ſo zu beunruhigen; Du ſchadeſt ſonſt Deiner Geſundheit. Laß Dir doch von Herrn G. Geld leihen; er iſt ſo gefällig, Dir es anzubieten.

Wie beklage ich Dich! Dein Geiſt iſt bekümmert genug; mache Dir nicht noch mehr Sorgen.

Die Gräfinn hat Dich lieb, alſo ſchreibe ihr, meine liebe Pauline, und mache ſie mit Deiner

Lage bekannt. Sie wird gewiß gerührt werden und mit ihrem Sohne ſprechen, daß er Dir ſchickt, was Du brauchſt. Fürchte nicht, daß Du ihr zu oft ſchreibſt. Ich bin überzeugt, daß der Graf zu Hauſe und ganz geſund iſt, und daß ſeine Reiſen ſich auf die Gegend umher beſchränken. Aber Du weißt, wie er's macht: er verſpricht immer, und denkt dann nicht aus Halten, darum muß man ihn daran erinnern.

Eben ſchreibe ich ihm in ſehr beſtimmten Ausdrücken, und ſo mußt Du es auch machen. Gern ſchickte ich Dir ein wenig Geld, aber ich bin erſt ſo kurze Zeit hier, daß ich noch keins einfordern darf.

Kränke Dich nicht, meine Liebe; ich hoffe, es wird Alles beſſer gehen, als Du glaubſt. Lebe wohl, und denke Deiner

Stephanie.

Pauline an Stephanie.

K., am 18. April 1810.

Ich bin in K., liebe Schweſter; allen unerwartet bin ich hier angekommen. Graf Ernſt ſchickte mir Wagen und Pferde, die mich von Wilhelmsbad nach Dresden bringen ſollten. Es ſchien mir unmöglich, ohne alle Hülfsmittel dort zu leben, darum befahl ich dem Kutſcher, mich hieherzufahren. Bereits habe ich an den Grafen geſchrieben, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Zwei Antwortsſchreiben von ihm und ſeiner Mutter lauten nicht beſonders erbaulich. Ich bereite mich auf Sturm vor, werde aber dennoch nicht von hier weichen, bis mir und meinem Kinde etwas Beſtimmtes feſtgeſetzt iſt.

Sorge du nur dafür, daß ich binnen kurzem dort auf allen Fall ein gutes Unterkommen finde.

Ich bin zerſtreut, und erwarte jeden Augenblick auf's Schloß geholt zu werden.

Pauline.

Graf Ernſt an Pauline.

Du biſt dennoch hier? Und ich hatte Dir Wagen und Pferde zu der verlangten Reiſe nach Dresden geſchickt! Undankbare, wie belohnſt Du meine Gefälligkeit und Nachſicht! Jetzt fühle ich tief und ſchmerzhaft die Thorheit, die ich beging, Dich zu einer Reiſe nach Deutſchland einzuladen! Der Schaden, der mir durch dieſe tolle Reiſe hieher zugefügt werden kann, iſt nicht zu berechnen.

Auf keine Weiſe werde ich Dich ſprechen. Meine Mutter wird alles anhören, was Du zu ſagen haſt, und alles beſorgen, was nöthig iſt, um Dich zu befriedigen. Spanne aber die Saiten nicht zu hoch, ſie möchten reißen. Auch rathe ich Dir, Dich allen Verfügungen und Anordnungen meiner Mutter willig zu unterwerfen, ſie wird nichts Unbilliges von Dir verlangen; im

entgegengeſetzten Falle würde ich mich genöthigt ſehen, meine Hand ganz von Dir abzuziehen, und Dich Deinem Schickſale zu überlaſſen.

Noch dieſen Morgen um elf Uhr begieb Dich in das Gärtnerhaus auf meinem Garten, den Du kennſt, dort wirſt Du Jemand finden, der Dich zu ihr führt.

Ernſt, Graf v. K.

Pauline an ihre Mutter.

K., den 12 April 1810.

Ich habe mir ſelbſt Wort gehalten, theure Mutter; des Grafen Equipage, die mich nach Dresden fahren ſollte, hat mich nach K. gebracht. Mag daraus das Aergſte werden, auf alles bin ich gefaßt; das Schickſal meines Kindes ſoll und muß von ſeinem Vater beſtimmt werden, und wenn ich, ſo lange ich lebe, meinen Fehltritt

ſchmerzlich bereue, und ſeine Folgen fühlen muß, mein Ernſt ſoll nicht dereinſt ſeiner Mutter fluchen, daß ſie leichtſinnig und gewiſſenlos nicht für ihn geſorgt habe. Iſt mir das geglückt, dann, meine theure Mutter, bitte ich Sie, entweder zu uns nach Dresden zu kommen, oder ich fliehe aus dieſem fremden Lande zurück zu Ihnen, und verſöhne den Himmel, indem ich mich ganz der Erziehung meines Sohnes und Ihrer Pflege am Abend Ihres Lebens widme. Um dieſen Zweck zu erreichen, werde ich ſtandhaft und beharrlich ihn im Auge behalten, und ſollte ich mit meinem Kinde an der Hand, vor der Thüre des gräflichen Palaſtes, laut um Gerechtigkeit ſchreien.

Ich war daher vorbereitet auf Stürme und Kränkungen aller Art, und waffnete mich zu gleicher Zeit mit Muth und Geduld.

Allerdings zürnten Mutter und Sohn heftig bei der Nachricht von meiner Ankunft, die ich ihnen ſchriftlich gab. Beide ſchrieben mir heftige

Briefe. Tages darauf hatte ich mit der Gräfinn eine Unterhaltung, aber dieſe war ganz anderer Art, als ich ſie vorher mir gedacht hatte.

Schon ihr erſter Empfang ſetzte mich in Erſtaunen. Ich erwartete Sturm, und es war heller freundlicher Sonnenſchein. Sie kam mir vor dem Gartenhauſe, in welches ich geführt wurde, mit offenen Armen entgegen, küßte mich, und drückte mich an ſich, wie eine Mutter. Dann öffnete ſie eine Thür, und ich trat in ein warmes, geſchmackvoll meublirtes Zimmer.

„Meine liebe Tochter,“ ſagte ſie dann, und ihre Augen ſchienen mit Wohlgefallen auf mir zu ruhen, o, wie hübſch ſind Sie geworden! Wahrlich, mein Sohn hatte nicht Unrecht, als er mich verſicherte, Sie würden täglich ſchöner. Dieſes weiße Kleid, dieſer Strohhut mit dem großen Schleier ſtehen Ihnen allerliebſt. Setzen Sie ſich recht nahe zu mir, elegante Reiſende, denn Sie wiſſen, ich muß mit Ihnen zanken.“

Mit dieſen Worten zog ſie mich mit ſanfter Gewalt neben ſich auf's Sopha.

„Ach, gnädige Gräſinn," erwiederte ich, „ich weiß es, Sie zürnen mir, und ich beſcheide mich gern, Ihre Vorwürfe für den Ungehorſam gegen Ihre Befehle verdient zu haben; aber entſchuldigen Sie mich mit der dringenden Nothwendigkeit, die allein mich bewegen konnte, gegen alles Gefühl von Schicklichkeit hier die Zudringliche zu ſpielen."

„Wie fein Sie ihr Vergehen zu bemänteln verſteht," entgegnete die Gräfinn, indem ſie mir das Kinn ſanft in die Höhe hob. „Sehen Sie mich an, Kleine, war ſonſt kein Beweggrund da, der Sie zum Kommen beſtimmte, als die dringende Noth? Es will mir doch faſt ſcheinen, als ob dies unruhige Ding da — hier wieß ſie mit der Hand auf's Herz — großen Antheil an dem unvermutheten Ueberfall hätte."

„Das Herz!" ſagte ich, „allerdings, gnädigſte Frau, das Mutterherz, das wohl ſelbſt

dulden, aber ein unmündiges Kind nicht leiden ſehen kann.“

„Sollten die Leiden des zweijährigen Kindes wirklich ſo groß ſein?“ erwiederte ſie, „ſollten Sie ſelbſt ſo ſehr dulden, daß es nöthig wurde, deshalb mich und meinen Sohn durch ihre Ankunft hier in den Augen des Publicums zu compromittiren.“

„Gnädige Frau,“ antwortete ich, „die gänzliche Vergeſſenheit, in der man uns, ſeit mehr als drei Monaten, uns ſelbſt überlaſſen hat; die, in gegenwärtiger Kriegszeit unzureichenden, Mittel, welche uns angewieſen ſind, und noch dazu nicht ſelten ausbleiben; endlich die allerdrückendſte Verlegenheit, in welcher ich doch unmöglich nach Dresden reiſen konnte, ſind, denke ich, hinreichende Entſchuldigungsgründe meiner Ihnen unangenehmen Zudringlichkeit. Denken Sie ſich dazu noch eine Mutter, die die ängſtliche Sorge für das künftige Schickſal ihres Sohnes, das noch durch nichts beſtimmt iſt, nicht

länger ertragen kann; ſo werden Sie hoffentlich die Verzeihung meines kühnen Schrittes mir nicht verſagen."

„Ach, du lieber Gott!" verſetzte ſie jetzt, nachdem ſie mehreremale verſucht hatte, mich zu unterbrechen, mit einem Geſichte, in welchem Verdruß und Verlegenheit mit einander zu kämpfen ſchienen, „wir ſind ſelbſt in einer ſehr kritiſchen Lage. Die Übel des Krieges können heute oder morgen uns alles deſſen berauben, was wir beſitzen."

„Ihre Bemerkung, gnädigſte Frau," erwiederte ich, „ſcheint den Schritt, den ich that, noch mehr zu rechtfertigen. Die Gefühle der Ehre, welche ohne Zweifel das Herz des Herrn Grafen erfüllen, müſſen ihn unter ſolchen Umſtänden beſtimmen, für ſeinen Sohn etwas Gewiſſes feſtzuſetzen. Wenn Unglücksfälle, die mir übrigens ſehr unwahrſcheinlich vorkommen, ihm alles entzögen, was er beſitzt, wie müßte es ihn dann beunruhigen, ſein Kind hülflos zu wiſſen."

„Wirklich,“ ſagte ſie, und die Ungeduld malte ſich auf ihrem Geſichte, „wirklich, Sie ſtellen mich heute auf eine harte Probe. Was denken Sie denn eigentlich aus Ihrem Sohne zu machen, einen Grafen, einen Herzog, oder gar einen Kaiſer?“

„Einen Menſchen,“ erwiederte ich, „weiter nichts, gar nichts, aber einen Menſchen, der ein brauchbares Mitglied der Geſellſchaft werden ſoll, und dem es eben deshalb nicht an den Mitteln fehlen darf, ſich dazu zu bilden.“

„Ach Gott!“ ſeufzte die Gräfinn, und trocknete ihre Stirn.

„Und um dieſen Zweck zu erreichen,“ fuhr ich fort, „muß ich den Herrn Grafen bitten, die Vaterpflicht zu erfüllen, und ſeinem Sohne ein anſtändiges Auskommen zu ſichern.“

„Sie machen entſetzliche Prätenſionen,“ rief ſie ungeduldig; „ſoll mein Sohn jetzt ſchon Capitalien ausſetzen, von denen Sie die Zinſen ziehen können?“

„Nein, nicht ich, gnädige Frau,“ entgegnete ich; „ich liebe meinen Ernſt mehr, als mich ſelbſt, und ich will gern noch länger leiden, wenn ich nur überzeugt bin, daß er glücklich iſt. Nur um ſeinetwillen möchte ich den letzten Entſchluß des Herrn Grafen kennen lernen, das iſt ein Hauptgrund, weswegen ich nach K. gekommen bin.“

„Dieſer Hauptgrund, meine gute Pauline,“ erwiederte ſie mit einer triumphirenden Miene, „ſoll ſogleich gehoben ſein, und ich hoffe, zu Ihrer Zufriedenheit. Geben Sie mir Ihr Kind, ich will es unterbringen.“

„Allmächtiger Gott, meine Gnädige,“ rief ich, „was für eine Mutter müßt' ich ſein, wäre ich im Stande, meinen Sohn mir vom Herzen zu reißen, und ihn vielleicht irgend einer gutmüthigen Bürgersfrau zur Erziehung zu übergeben! Nein, nein, eben ſo gern mein Leben!“

Sie ſchwieg einen Augenblick, wie in der höchſten Überraſchung, ſah erſt mich ſtarr an,

dann gegen die Decke, faltete die Hände, und ſagte, wie für ſich: „o mein Gott!“

„Sehen Sie ſich vor, Pauline,“ rief ſie dann mit Heftigkeit aufſpringend, „Sie ſpannen den Bogen ein wenig zu ſtark; meinen Sie, daß meines Sohnes begangene Thorheit Ihnen ein Recht giebt, ihm Geſetze vorzuſchreiben, und die Geduld und Nachſicht ſeiner Mutter zu mißbrauchen? Noch haben wir Mittel in Händen, Sie in Ihre Schranken zurückzuweiſen, und das Kind meines Sohnes erziehen zu laſſen, wie es uns zweckmäßig ſcheint.“

„Sie drohen mir, gnädigſte Frau,“ ſeufzte ich, nachdem ich lange ſtumm und ſtarr vor Schrecken und Erſtaunen dageſeſſen hatte. „Wie tief muß ich in Ihren Augen geſunken ſein! — Ja, es iſt wahr, ich bin in Ihren Händen, Sie können mich vielleicht ohne Erbarmen in die Welt hinausſtoßen, können die Polizei gegen die Unglückliche, die Ihnen zur Laſt iſt, in Bewegung

ſetzen, ja, Sie können mit Gewalt mir mein Kind aus den Armen reißen laſſen; aber zürnen Sie immer, ich laſſe dennoch das Vertrauen zu Ihnen nicht fallen; Sie ſind zu gut, zu gerecht, zu menſchenfreundlich; ich will mein und meines Sohnes Schickſal in Ihre Hände legen."

Die Gräfinn ſchien gerührt, ſie beſänftigte ſich, ſetzte ſich wieder neben mich, rückte dicht an mich heran, umfaßte mich mit einer Zärtlichkeit, die ihr gewiß Mühe koſtete, ſtreichelte meine Wange, und wagte noch einen Angriff.

„Wer ſo jung und ſo hübſch iſt," ſagte ſie, „der ſieht immer einer glücklichen Zukunft entgegen. — Woran kann es Ihnen jemals fehlen, wenn Sie für ſich allein zu ſorgen haben? Sein Sie vernünftig, laſſen Sie mir das Kind, und gehen Sie nach Paris zurück, ſo können Sie dort dem Vergnügen in der großen Welt ohne alle Hinderniſſe leben."

„Frau Gräfinn," rief ich aus, und die

hellen Thränen rollten mir über die Wangen, „mein Vergnügen und meine Welt iſt mein Kind; mein Glück hängt von dem ſeinigen ab, und ich verſichere Sie, daß ich ſeine rührenden Liebkoſungen, ſeine zärtlichen, liebevollen Küſſe und Umarmungen nicht für alle Freuden der Welt hingeben möchte!“ Ein lautes Schluchzen, das ich nicht zu unterdrücken vermochte, hinderte mich, mehr zu ſagen. Ich ſprang auf, fiel vor ihr nieder, bedeckte ihre rechte Hand mit meinen Küſſen, und benetzte ſie mit meinen Thränen.

„Stehen Sie auf, Pauline,“ ſagte ſie bewegt, „Sie wiſſen nicht, was Sie thun, ſtehen Sie auf, und ſetzen Sie ſich neben mich.“

„Nein, nicht eher,“ ſchluchzte ich, „bis Sie mich Ihrer Verzeihung, Ihrer Gnade, Ihres Schutzes verſichert haben,“ und ließ meinen Thränen freien Lauf.

„Wie kindiſch Sie ſind,“ ſagte ſie nun in einem unwilligen Tone; „Sie weinen, wenn man es am beſten mit Ihnen meint.“

„Vergebung!“ rief ich aufſtehend; „ich ſollte Ihnen meinen Schmerz verbergen, und weine ihn ſo ohne alle Rückſicht aus. Aber ich bin ja Mutter, und Sie thun meinem Herzen unbeſchreiblich weh! Sie ſchätzen mein Kind gering, Sie bereden mich, es zu verſtoßen; ja, Sie drohen ſogar, es mit Gewalt mir zu nehmen, um es vielleicht von Menſchen erziehen zu laſſen, unter welchen es den Rang ſeines Vaters und ſeine Sohnesrechte vergeſſen müßte. Gnädigſte Frau, es iſt der Sohn eines Grafen, es iſt der meinige, es iſt Ihr Enkel! Darf ich wiſſen wo und von wem Sie ihn erziehen laſſen wollen?“

„Pauline,“ unterbrach mich die Gräfinn jetzt, „was ſchwatzen Sie? beſinnen Sie ſich. Sind Sie nicht ein leidenſchaftliches Geſchöpf!“

„Sie wiſſen,“ fuhr ich fort, ohne mich irre machen zu laſſen, „Sie wiſſen, daß ich mein Vaterland nicht freiwillig verlaſſen habe, Sie

wiſſen, welche Umſtände mich hierher gebracht, und die traurige Rolle, die ich ſpiele, aufgedrungen haben; Sie ſind meine Beſchützerinn, und ſtoßen mich und mein Kind von ſich, und denken nicht an das Herz der Mutter und ſeine Qualen bei der Trennung von dem, was ihm das Liebſte iſt auf Erden."

„Trocknen Sie Ihre Thränen," ſagte ſie darauf, „weinen Sie nicht mehr, ſondern ſuchen Sie ſich zu faſſen. Adieu, Pauline! Morgen will ich Sie wieder ſehen und ſprechen. Sie verſtehen und hören mich ja heute doch nicht. Adieu!"

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich, und ließ mich allein.

Ich ging gebeugt und troſtlos nach meinem Gaſthofe zurück. Innere Glut ſchien mich verzehren zu wollen; ein heftiger Kopfſchmerz betäubte mich, die rothgeweinten Augen brannten wie Feuer; ich mußte mich zu Bett legen.

So bin ich denn noch hier, theure Mutter, und erwarte mein Schickſal. Sei es, welches es wolle, immer werde ich ſein und bleiben

Ihre Pauline.

Nachtrag.

Einige Tage nach ihrer Zuſammenkunft mit des Grafen Mutter ſaß Pauline mit geſenktem Haupte und verweinten Augen im Sopha, als der Kammerdiener Püttel ihr einen Brief überreichte, in welchem die Gräfinn ſie bat, den Gaſthof bald zu verlaſſen, und dann die Einladung hinzufügte, noch denſelben Morgen wieder zu ihr, und zwar auf das gräfliche Schloß zu kommen.

„Die Frau Gräfinn bitten aber um zehn Uhr präciſe,“ ſetzte er hinzu.

„Ich werde gar nicht kommen können," erwiederte Pauline; „ich befinde mich ſehr unwohl. Melden Sie das der gnädigen Frau mit meinem unterthänigen Reſpect."

„Es wird Ihro Gnaden unangenehm ſein, wenn ich ihr dieſe Nachricht bringe," entgegnete jener; „Sie rechnen auf Ihren Beſuch. Sollten Madam Ihre Unpäßlichkeit überwinden und ſich ein wenig zwingen können, ſo dürfte es von erſprießlichen Folgen für Sie ſein."

„Ich kann nicht kommen, ich will nicht kommen!" rief ſie aufgeregt; „die Kränkung, die ich geſtern erfahren habe, hat meine Geſundheit angegriffen, ich bedarf der Erholung, und will mein Schickſal aus der Hand des Herrn Grafen empfangen."

Püttel ging.

Bald darauf kam ein neues Schreiben vom Grafen ſelbſt, mit dem Bedeuten, ſogleich die

Stadt zu verlaſſen, widrigenfalls man die Hülfe der Polizei in Anſpruch nehmen werde.

Pauline antwortete mündlich, bevor ſie nicht den Entſchluß des Herrn Grafen in Hinſicht der Angelegenheit, die ſie betriffe, erfahren habe, werde ſie nicht abreiſen.

Eine neue mündliche Bothſchaft lautete indeſſen nicht erfreulicher, und warnte vor Schaden. —

Da ſchrieb Pauline einen beweglichen Brief an ihren Ernſt, dem ſie bald noch einen zweiten nachfolgen ließ. Aber nicht der Graf, ſondern ſein Kammerdiener antwortete:

Madam!

„Ich habe beſtimmten Befehl keine Briefe
„an meinen gnädigen Herrn von Ihnen
„anzunehmen, darum empfangen Sie dieſe
„beiden, di2 in meiner Abweſenheit angekom-
„men ſind, unerbrochen zurück.“

Püttel.

Außer ſich vor Kummer und Betrübniß eilte ſie, den Grafen in ſeinem Hauſe ſelbſt aufzuſuchen, aber ein Bedienter empfing ſie unten ſchon mit der Nachricht, daß ſein Herr ſie nicht ſehen wolle, und ſchob ſie, ſo ſanft als möglich, aus der Thür.

„Großer Gott, das iſt zu viel!“ jammerte die Unglückliche, die jetzt zu ſpät einſah, daß ſie der Gräfinn zur Unzeit das Köpfchen geboten hatte, und eilte, ohne auf die ihr nachſehenden Menſchen zu achten, weinend in ihren Gaſthof zurück. Aber noch ſollte ſie ihre Uebereilung nicht hart genug gebüßt haben. Ihr weinender Knabe kam ihr entgegen, und forderte zu eſſen. Sie klingelte, und bat um Milch und Brod.

„Nicht doch,“ erwiederte der Wirth, der ſelbſt gekommen war, „ich habe Befehl, die Franzöſinn nicht länger im Hauſe zu dulden, und in keinem Falle ihr Nahrungsmittel reichen zu laſſen, es ſei denn im Augenblicke ihrer Abreiſe.“

„O, die Barbaren!“ rief die Troſtloſe; „Herr Wirth, können Sie mein unſchuldiges Kind Hunger leiden ſehen?“

Thut mir von Herzen leid,“ erwiederte dieſer, „darf aber nicht gegen höhere Befehle handeln, muß alſo bitten, bald mein Haus zu verlaſſen. — Befehlen Madam Extrapoſt, oder einen Miethswagen?“

„Keins von Beiden,“ antwortete Pauline, laut weinend, hob ihren Knaben auf, und ſuchte das hungrige Kind mit Verſprechungen zu beruhigen.

Der Wirth entfernte ſich, die Achſeln zuckend, und bat im Abgehen, Madam möge ſich keinen größeren Verdrießlichkeiten ausſetzen.

„Ich will es erwarten,“ ſagte ſie ſchluchzend, und ſetzte ſich kraftlos nieder, um ſich zu ſammeln.

Eben war ſie, eine Stunde nach Mittag, im Begriff auszugehen, um vom Bäcker eine

Semmel für ſich und ihr ungeduldiges Kind zu kaufen, als zwei Polizeidiener, von Püttel geführt, erſchienen, ihr den Befehl brachten, in einem Wagen, der binnen einer Stunde vorfahren würde, die Stadt zu verlaſſen, und, im Namen der Frau Gräfinn, den Knaben verlangten, den ſie bei ſich habe.

„Mein Kind, mein Kind?“ ſchrie ſie, „eher möget Ihr der Löwinn ihre Jungen, als mir meinen Ernſt rauben, zog ihr Söhnchen, das, ihr Kleid feſthaltend, neben ihr ſtand, in die Höhe, und ſchloß es in ihre Arme.

„Thut mir leid,“ ſagte einer der Männer, „wir haben Befehl, den Knaben zur Gräfinn zu bringen, und die Madam aus der Stadt zu ſchaffen.“ Mit dieſen Worten ergriff er das lautſchreiende Kind, das von ſeiner Mutter mit der äußerſten Anſtrengung feſtgehalten wurde. Indeſſen trug der Stärkere den Sieg davon. Der Knabe wurde ihren Armen entriſſen, und

die Treppe hinuntergeſchleppt. Pauline ent- wand ſich dem, ſie aufhaltenden, Diener der Po- lizei, und ereilte den Räuber ihres Kindes un- ten auf der Hausflur!

Ein neuer Kampf der Mutterliebe begann.

„Ungeheuer," ſchrie ſie, „wenn Ihr das Kind umbringen wollt, ſo müßt Ihr erſt ſeine Mutter morden!" und ihr Hülfegeſchrei hatte alle Hausgenoſſen zuſammengerufen, als ein Reiſewagen vorfuhr.

Zwei Herren ſprangen heraus, und traten erſtaunt und neugierig zu der ringenden Gruppe.

„Mächte des Himmels! es iſt Pauline!" rief der eine, ſie gegen den, mit dem ſie kämpf- te, in Schutz nehmend, während ſein Beglei- ter, deſſen goldene Achſelbänder einen vorneh- men franzöſiſchen Officier verriethen, dieſen beim Arme faßte.

„Laßt die Dame in Ruhe, in's Teufels Na-

men!" donnerte er, und eingeſchüchtert ließen beide Polizeimänner die Arme sinken, und die Gerettete und Jammernde fiel dankend und weinend ihrem Erretter zu Füßen.

„Delcour!" rief sie dann, den ersten erkennend, und er führte sie zurück in ihr verlassenes Zimmer.

Ende des ersten Theils.

Digitized by Google

Di[illegible]

Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google